Lehrreiche kleine Erzählungen für Kinder.

Ein Lesebüchlein für Volksschulen.

Von dem Verfasser der biblischen Geschichte.

I. Bändchen.

München, 1838.
Im königl. Central-Schulbücher-Verlage.

Schmid

100

Schmid Schmid

22 —

Gra. Helmsauer.

I. 1. Gott.

Lehrreiche
kleine
Erzählungen
für
Kinder.

Ein
Lesebüchlein für Volksschulen.

Von dem
Verfasser der biblischen Geschichte.

[d. i. Christoph von Schmid]

K.B.C.S.B.V. MÜNCHEN

I. Bändchen.
Mit einem lithogr. Titel-Bilde.

Preis: 6 kr., geb. 9 kr.

München, 1838.
Im königlichen Central-Schulbücher-Verlage.

1972. 881
Stadtbibliothek Augsburg

Vorerinnerung.

Es sind aus dem Alterthume einige kleine Erzählungen auf uns gekommen, die einen Schatz von Weisheit enthalten, sich durch sinnreiche Kürze empfehlen, und eben deßwegen ihren Werth Jahrhunderte hindurch behauptet haben. Sie sind unter allen gebildeten Völkern von den trefflichsten Schriftstellern, vorzüglich für Freunde der Dichtkunst, vielfältig bearbeitet und mit ähnlichen Erzählungen vermehrt worden.

)(

Eine Auswahl solcher Geschichtchen, mit Ausschluß der eigentlichen Fabel, einfach und schmucklos für Kinder erzählt, und wo es nöthig ist, unsern Begriffen anbequemt, dürfte als eine Sittenlehre in Beyspielen ein sehr schätzbares Büchlein für Volksschulen seyn.

Sey das Verdienst, sie auszuwählen und ihnen diese Gestalt zu geben, immerhin sehr klein — der Nutzen, den sie den Kindern für ihr ganzes Leben gewähren können, und den man hier einzig im Auge hatte, dürfte sehr groß seyn.

Um übrigens keine wichtigere Lehre zu übergehen, mußten auch einige neue Erzählungen mit eingestreut werden.

Verzeichniß
der Erzählungen nach den Aufschriften.

1.	Gott	Seite 1
2.	Der gute Vater . . .	2
3.	Die fromme Mutter und ihre Söhne	4
4.	Die zwey Geschwister . .	6
5.	Der Sonnenschein . .	8
6.	Der Regen	9
7.	Der Regenbogen . . .	10
8.	Der Wiederhall . . .	11
9.	Die Quelle	13
10.	Die Blume	14
11.	Die Äpfel	15
12.	Die Birn	16
13.	Die Nuß	17
14.	Die Nußschale . . .	18
15.	Der grüne Zweig . . .	18
16.	Das kostbare Kräutlein . .	19
17.	Die Rübe	20
18.	Der Kohlkopf . . .	22
19.	Die Schwämme . . .	22
20.	Der Kürbis und die Eichel .	24

21. Die Eiche und die Weide Seite 25
22. Der Eichbaum . . . 26
23. Der Acker 28
24. Die Kornähren . . . 29
25. Die Erbsen 30
26. Die Linsen 31
27. Der Lein 32
28. Der Schatz im Acker . . 33
29. Der Gränzstein . . . 36
30. Der Weinstock . . . 37
31. Der Weinberg . . . 38
32. Die Singvögel . . . 38
33. Das Kanarienvögelein . . 40
34. Der Stahr 41
35. Der Haushahn . . . 42
36. Die Henne 43
37. Das große Vogelnest . . 43
38. Die Bienen 44
39. Die Fliegen und die Spinnen . 45
40. Der große Fisch . . . 47
41. Das Hündchen . . . 48
42. Die Schafe 49
43. Das gestohlene Pferd . . 51
44. Der große Ochs . . . 53
45. Der Esel 54
46. Der Maulesel . . . 56
47. Der Affe 57

48. Der Bär . . . Seite 58
49. Der Wolf 59
50. Der Löwe 60
51. Das Gold 62
52. Die Perlen 63
53. Die Edelsteine . . . 65
54. Die Kieselsteinchen . . . 66
55. Der Stein 67
56. Der Sack voll Erde . . 68
57. Der Bauernhof . . . 70
58. Die sonderbare Mauer . . 71
59. Das Brod 73
60. Das Stück Fleisch . . 74
61. Die Gewürze . . . 76
62. Das seltene Gericht . . 77
63. Das zerbrochene Hufeisen . 78
64. Der Hufnagel . . . 80
65. Der goldene Angel . . 81
66. Die Hirtenflöte . . . 82
67. Der Quersack . . . 83
68. Die sieben Stäbe . . . 84
69. Der Spiegel . . . 85
70. Das Porträt . . . 86
71. Das schönste Kleid . . 88
72. Die goldene Dose . . 88
73. Die silberne Taschenuhr . . 90
74. Der Geldbeutel . . . 92

75. Der große Thaler . Seite 94
76. Das Kreuzchen . . . 95
77. Das Wunderkästchen . . 97
78. Der bethende Prinz . . 98
79. Der fromme Hirtenknabe . 100
80. Der kleine Korbmacher . . 102
81. Die kleinen Schiffer . . 104
82. Der Blinde . . . 106
83. Die zwey Wanderer . . 107
84. Der Köhler und der Bleicher . 108
85. Der Müller und sein Esel . 109
86. Der Jäger und sein Hund . 111
87. Das stolze Fräulein . . 112
88. Die Bettlerinn . . . 113
89. Der Schweindieb . . . 115
90. Die drey Räuber . . . 116
91. Der Menschenfresser . . 117
92. Der Arzneykrämer . . 119
93. Der Schatzgräber . . . 121
94. Das Gespenst . . . 123
95. Der Pilger 125
96. Der Einsiedler . . . 127
97. Das verstorbene Fräulein . 128
98. Die Erbschaft . . . 129
99. Das Lächeln im Tode . . 131
100. Die Freunde nach dem Tode . 132

1. Gott.

Ein frommer Knabe lebte in dem Hause eines Götzendieners, und sagte öfter zu ihm: „Es ist nur Ein Gott, der Himmel und Erde erschaffen hat. Er läßt die Sonne scheinen und regnen. Er sieht unser Thun und Lassen und hört unsre Gebethe. Er, der lebendige Gott kann uns strafen und belohnen, erretten oder verderben. Diese Götzenbilder da sind nur aus Erde gemacht; sie sehen und hören nicht, und können uns weder Gutes noch Böses thun.“ Allein der Heide gab der Wahrheit kein Gehör.

Einmal ging nun der Mann über Feld. Da nahm der Knabe einen Stecken und zerschlug die Götzenbilder; nur das größte ließ er ganz, und gab ihm den Stecken in die Hand. Als der Mann wieder heim kam, rief er zornig: „Wer hat das gethan?“ Der Knabe sagte: „Glaubst du

denn nicht, dein großer Götze habe seine kleinern Brüder zerschlagen?“ „Nein, schrie der Mann, das glaube ich nicht; denn noch nie hat er eine Hand bewegt. Du hast es gethan, du böser Bube, und für diese deine Bosheit will ich dich jetzt mit dem Stecken todtschlagen.“

Allein der Knabe sagte freundlich: „O zürne nicht! Trauest du deinem Götzen nicht einmal das zu, was ich mit meiner schwachen Kinderhand vollbringen konnte: wie sollte er der Gott seyn, der Himmel und Erde erschaffen hat!“ Der Heide verstummte, dachte nach, zerschlug den noch übrigen Götzen, fiel auf die Knie nieder, und bethete das erste Mal den wahren Gott an.

Wie selig ist, wer Gott erkennt,
Und Ihn mit Wahrheit Vater nennt!

---

2. Der gute Vater.

Ein guter Vater hielt sich wegen wichtiger Geschäfte in der Hauptstadt des Landes auf; die Mutter und die Kinder lebten indessen, weit von ihm entfernt, auf

einem kleinen Landgute. Da schickte der Vater den Kindern einmal eine große Kiste voll schöner Sachen und einen Brief, in dem geschrieben stand: „Liebe Kinder! Seyd fromm und gut; dann dürft ihr bald zu mir kommen. Freuet euch, in der Wohnung, die ich euch bereitete, habe ich noch viel schönere Geschenke für euch aufbewahrt.“

Die Kinder hatten eine große Freude und sagten: „Wie gut ist doch unser Vater, und wie viele Freuden macht er uns! Wir haben ihn recht von Herzen lieb, obwohl wir ihn nicht sehen, und ihn uns nicht mehr denken können. Wir wollen ihm gewiß auch Freude machen, und alles thun, was in dem Briefe steht. O wie freuen wir uns, den guten Vater einmal zu sehen!“

Die Mutter sagte hierauf: „Liebe Kinder! Wie es euer Vater auf Erden mit euch macht, so macht es der himmlische Vater mit den Menschen.“

„Wir Menschen sehen den lieben Gott jetzt freylich noch nicht. Allein Er gibt uns allerley schöne Geschenke – Sonne, Mond und Sterne, Blumen, Obst und Feld-

früchte – aus denen wir seine Liebe erkennen. Die heilige Schrift ist gleichsam ein Brief von Ihm, darin Er uns seinen Willen offenbart, und uns den Himmel verspricht. O dort warten noch schönere Gaben und größere Freuden auf uns, als diese Welt uns geben kann!“

„Wir wollen also Gott wieder lieben, seinen Willen thun, und uns auf den Himmel freuen. Dort werden wir Gott von Angesicht zu Angesicht sehen, und unsere Freude wird unbeschreiblich seyn.“

Gott ist die lautre Lieb' und Güte,
Liebt Ihn mit freudigem Gemüthe!

---

3. Die fromme Mutter und ihre Söhne.

1.

An einem hohen Festtage sagte eine adeliche Frau auf dem Lande zu ihren zwey Söhnen: „Ach, daß ich doch heute auch in dem Tempel erscheinen, und mit den Tausenden, die sich dort versammeln, Gott, den Allmächtigen, anbethen könnte! Allein in die Stadt zu gehen ist für mich zu weit –

und unsre Kutsche hilft uns jetzt nichts, da wir die Pferde wegen unserer dürftigen Umstände verkaufen mußten!“

Die Söhne schoben sogleich die Kutsche vor, und erbothen sich, die Mutter in den Tempel zu fahren, der weit vom Orte entfernt war. Die Mutter stieg ein, und die adelichen Jünglinge zogen anstatt der Pferde die Kutsche.

Alles Volk war über die Frömmigkeit der Mutter und die kindliche Liebe der Söhne bis zu Thränen gerührt, bestreute ihren Weg von dem Stadtthore bis zum Tempel mit grünem Laube und frischen Blumen, und rief entzückt: „Heil der glücklichsten Mutter und den edelsten Söhnen!“

Die allerschönste Tugend übt,
Wer Gott und Ältern kindlich liebt.

2.

Unter dem freudigen Zurufe des Volkes erreichten die guten Söhne den Tempel; die gute Mutter aber kniete weinend am Altare nieder, und bethete in ihrem Herzen: „Lieber Gott! segne meine zwey Söhne, und gib ihnen das, was Du für das Allerbeste erkennest.“

Die Jünglinge führten die Mutter wieder nach Hause, und gingen Abends fröhlich schlafen. Als die Mutter sie Morgens wecken wollte, lagen sie beyde da, schön und lieblich, wie schlafende Engel — allein sie erwachten nicht mehr.

Die Mutter war über den Tod der geliebten Söhne anfangs sehr erschrocken — allein bald faßte sie sich wieder und sagte: „Guter Gott! Du hast mein Gebeth erhört! Nun sehe ich es ein, ein sanfter seliger Tod ist das Beste, was sterbliche Menschen sich wünschen können. Meine Söhne sind nun bey Dir. Die Erde war zu arm, ihre kindliche Liebe zu belohnen; deßhalb hast Du sie zu Dir in den Himmel genommen.“

Um vor dem Tode nicht zu beben,
Gedenke an das bess're Leben.

4. Die zwey Geschwister.

Jakob und Anna waren einmal allein zu Hause. Da sagte Jakob zu Anna: „Komm, wir wollen in dem Hause etwas

Gutes zu essen aufsuchen, und es uns recht wohl schmecken lassen!"

Anna sprach: „Wenn du mich an einen Ort hinführen kannst, wo es niemand sieht, so will ich mithalten."

„Nun, sagte Jakob, so komm mit in das Milchkämmerlein, dort wollen wir eine Schüssel voll süßen Rahm verzehren."

Anna sprach: „Dort sieht es der Nachbar, der auf der Gasse Holz spaltet."

„So komm mit mir in die Küche, sagte Jakob; in dem Küchenkasten steht ein Topf voll Honig. In diesem wollen wir unser Brod eintunken."

Anna sprach: „Dort kann die Nachbarinn herein sehen, die an ihrem Fenster sitzt und spinnt."

„So wollen wir d'runten im Keller Aepfel essen, sagte Jakob. Dort ist es so stockfinster, daß uns gewiß niemand sieht."

Anna sprach: „O mein lieber Jakob! Meinst du denn wirklich, daß uns dort niemand sehe? Weißt du nichts von jenem Auge dort oben, das die Mauern durchdringt, und in's Dunkle sieht?"

Jakob erschrak und sagte: „Du hast Recht, liebe Schwester! Gott sieht uns

auch da, wo uns kein Menschenauge sehen kann. Wir wollen daher nirgend Böses thun."

Anna freute sich, daß Jakob ihre Worte zu Herzen nahm, und schenkte ihm ein schönes Bild; das Auge Gottes, von Strahlen umgeben, war darauf, und unten stand geschrieben:

Gib, Gott, daß ich dein heilig Auge scheu',
Und rein vor Dir von jeder Sünde sey.

---

5. Der Sonnenschein.

„Wenn doch nur immer die Sonne schiene!" sagte Friederike an einem trüben Regentage. Ihr Wunsch ward erfüllt. Es ließ sich Monathe lang kein Wölklein sehen. Die lange Trockene richtete aber großen Schaden auf Äckern und Wiesen an; auch in Friderikens Garten verwelkten Blumen und Kräuter, und ihr Flachs, auf den sie sich sehr gefreut hatte, wurde kaum Fingers lang.

„Siehst du nun, sagte die Mutter, daß der Regen so nöthig ist, als der Sonnenschein! Und so wäre es auch für uns Menschen nicht gut, wenn wir lauter heitere,

fröhliche Tage hätten; es müssen auch trübe Tage, Leiden und Trübsale, über uns kommen, damit wir gute Menschen werden."

Nicht nur der Sonnenschein und Regen,
Auch Freud' und Leid' ist Gottes Segen.

6. Der Regen.

Ein Kaufmann ritt einst von dem Jahrmarkte nach Hause, und hatte hinter sich ein Felleisen mit vielem Gelde aufgepackt. Es regnete heftig, und der gute Mann wurde durch und durch naß. Er war daher sehr unzufrieden, daß Gott ihm ein gar so schlechtes Wetter zur Reise gab.

Jetzt kam der Kaufmann in einen dichten Wald, und sah mit Entsetzen einen Räuber am Wege stehen, der mit einer Flinte auf ihn zielte und — sie abdrückte. Allein von dem Regen war das Pulver feucht geworden, und die Flinte ging nicht los. Der Kaufmann gab dem Pferde den Sporn, und entkam glücklich.

Als er nun in Sicherheit war, sprach er: „Was für ein Thor bin ich gewesen, daß ich das schlechte Wetter nicht als eine

Schickung Gottes geduldig annahm! Wäre das Wetter schön und trocken gewesen, so läge ich jetzt todt in meinem Blute, und meine Kinder warteten vergebens auf meine Heimkunft. Der Regen, über den ich murrte, rettete mir Gut und Leben."

Was Gott schickt, das ist wohlgemeint,
Obgleich es anfangs anders scheint.

7. Der Regenbogen.

Nach einem fruchtbaren Gewitter erschien ein lieblicher Regenbogen am Himmel. Der kleine Heinrich sah eben zum Fenster hinaus, und rief voll Freude: „Solche wunderschöne Farben habe ich in meinem Leben noch nicht gesehen! Dort bey dem alten Weidenbaume am Bache reichen sie aus den Wolken bis auf die Erde herab. Gewiß tröpfeln alle Blättlein des Baumes von den schönen Farben. Ich will eilends hin, und alle Muschelschalen in meinem Farbenkästlein damit füllen."

Er sprang, so schnell er konnte, dem Weidenbaume zu; allein zu seinem Erstaunen stand der arme Kleine nun im Re-

gen da, und ward nicht das Geringste von einer Farbe wahr. Ganz durchnäßt vom Regen ging er traurig wieder heim, und klagte sein Mißgeschick dem Vater.

Der Vater lächelte, und sprach: „Diese Farben lassen sich in keine Schale auffassen; die Regentropfen scheinen nur im Glanze der Sonne einige Augenblicke so schön gefärbt. Die schöne Farbenpracht aber ist nichts Wirkliches und hat keinen Bestand. Und so, liebes Kind, ist es mit aller Herrlichkeit der Welt; sie dünkt uns Etwas zu seyn, ist aber nur eitler Schein. Darum:

Laß dich vom Scheine nicht betriegen,
Sonst kehrt in Schmerz sich das Vergnügen.“

8. Der Wiederhall.

Der kleine Georg wußte noch nichts von dem Wiederhalle. Einmal schrie er nun auf der Wiese: „Ho, hop!“ Sogleich rief's im nahen Wäldchen auch: „Ho, Hop!“ Er rief hierauf verwundert: „Wer bist du?“ Die Stimme rief auch: „Wer bist du?“ Er schrie: „Du bist ein dum-

mer Junge!“ — „Dummer Junge!“ hallte es aus dem Wäldchen zurück.

Jetzt ward Georg ärgerlich, und rief immer ärgere Schimpfnamen in den Wald hinein. Alle hallten getreulich wieder zurück. Er suchte hierauf den vermeinten Knaben im ganzen Wäldchen, um sich an ihm zu rächen, konnte aber niemand finden.

Hierauf lief Georg heim, und klagte es der Mutter, wie ein böser Bube sich im Wäldlein versteckt und ihn geschimpft habe. Die Mutter sprach: „Dießmal hast du dich recht verrathen und dich selbst angeklagt! — Wisse, du hast nichts vernommen, als deine eigenen Worte. Denn wie du dein Gesicht schon öfter im Wasser gesehen hast, so hast du jetzt deine Stimme im Walde gehört. Hättest du ein freundliches Wort hinein gerufen, so wäre dir auch ein freundliches Wort zurück gekommen.“

„So geht es aber immer. Das Betragen Anderer ist meistens nur der Wiederhall des unsrigen. Begegnen wir den Leuten freundlich, so werden sie auch uns freundlich begegnen. Sind wir aber ge-

gen sie rauh und grob — so dürfen wir auch von ihnen nichts Besseres erwarten."

Wie du hinein rufst in den Wald,
Die Stimme dir entgegen hallt.

9. Die Quelle.

An einem heißen Sommertage ging der kleine Wilhelm über Feld. Seine Wangen glühten von Hitze, und er lechzte vor Durst. Da kam er zu einer Quelle, die im grünen Schatten einer Eiche, hell wie Silber, aus einem Felsen hervor brach.

Wilhelm trank sogleich von dem eiskalten Wasser – und sank fast ohnmächtig zur Erde. Er kam krank nach Hause, und verfiel in ein gefährliches Fieber. „Ach, seufzte er auf seinem Krankenbette, wer hätte es jener Quelle angesehen, daß sie ein so schädliches Gift enthalte!"

Allein Wilhelms Vater sprach: „Die reine Quelle ist an deiner Krankheit nicht Schuld, sondern deine Unvorsichtigkeit und Unmäßigkeit."

Auch die unschuldigsten der Freuden
Verkehrt Begierlichkeit in Leiden.

10. Die Blume.

Die kleine Margarethe kam an einem schönen Frühlingsmorgen in das Wiesenthal nächst dem Dorfe, und pflückte sich Blumen zu einem Strauße.

Bey einer Dornhecke sah sie eine Menge der lieblichsten Veilchen. Sie hatte eine große Freude, und fing an, sie begierig abzupflücken.

Da rief ihr ein Bauersmann zu: „Kind, bleib hinweg von jener Hecke! Es halten sich giftige Schlangen darin auf!“

Margarethe erschrak — und hielt einen Augenblick inne. Allein ihre Begierde nach den lieblichen Blumen war zu groß. „Das Veilchen dort, sagte sie, das so schön blau aus dem Grase hervor blickt, muß ich doch noch haben!“

Als sie es nun eben abbrechen wollte, fuhr plötzlich eine Natter aus der Hecke hervor, ringelte sich um Margarethens Arm, und versetzte ihr einen tödtlichen Biß — und nach wenigen Stunden war das holde, blühende Mädchen eine Leiche!

O traue niemals der Begier!
Leicht bringet sie Verderben dir.

11. Die Aepfel.

Der kleine Gregor sah eines Morgens aus seinem Fenster in dem Baumgarten des Nachbars eine Menge der schönsten rothen Äpfel im Grase umher liegen.

Gregor lief geschwind hinüber, kroch durch eine Lücke des Zaunes in den Garten, und füllte alle Taschen in Rock und Weste mit Äpfeln an.

Allein plötzlich kam der Nachbar mit einem Stecken in der Hand zur Gartenthür herein. Gregor sprang, so schnell er konnte, der Zaunlücke zu, und wollte eilends wieder hinaus kriechen.

Aber — o weh! wegen seiner vollgestopften Taschen blieb der kleine Schelm in der engen Lücke stecken. Er mußte die gestohlenen Äpfel wieder zurück geben — und wurde für seinen Diebstahl noch derb gezüchtiget.

„Merk dir's, sagte der Nachbar:

Das fremde Gut, das du genommen,
Läßt dich der Strafe nie entkommen"

12. Die Birn.

Eine Edelfrau brachte ihren Sohn Adolph als Edelknaben an den fürstlichen Hof. Sie gab ihm beym Abschiede mit weinenden Augen noch die schönsten mütterlichen Lehren. „Lieber Sohn, sagte sie unter andern, trage Gott stets im Herzen, und thue alles, wie vor seinen Augen. Habe eine kindliche Ehrfurcht gegen den Fürsten, deinen Herrn, und eine brüderliche Liebe gegen deine Mitedelknaben. Besonders aber hüthe dich vor deinem Hauptfehler — der Naschhaftigkeit.“

Adolph mußte den Fürsten bey der Tafel bedienen. Eines Tages trug er eine silberne Schüssel voll Birnen auf, die in Zucker gekocht waren. Es kam ihn eine große Lust an, eine zu nehmen. Die Ermahnungen seiner Mutter fielen ihm wohl ein; allein er folgte nur seiner Begierde. Noch vor der Thür des Speisesaales nahm er geschwind eine Birn, und schluckte sie begierig hinunter. Kaum hatte er aber die Schüssel auf die Tafel gestellt, so fiel der unglückliche Knabe todt zu Boden. Die

Birn, die noch sehr heiß war, hatte ihm Hals und Magen verbrannt.

Die böse Lust mußt du bezwingen,
Sonst wird sie dir Verderben bringen.

13. Die Nuß.

Unter dem großen Nußbaume nächst dem Dorfe fanden zwey Knaben eine Nuß. „Sie gehört mir, rief Ignaz, denn ich habe sie zuerst gesehen.“ „Nein, sie gehört mir, schrie Bernhard, denn ich habe sie zuerst aufgehoben.“ Beyde geriethen in einen heftigen Streit.

„Ich will den Streit ausmachen!“ sagte ein größerer Junge, der eben dazu kam. Er stellte sich in die Mitte der beyden Knaben, machte die Nuß auf, und sprach: „Die eine Schale gehört dem, der die Nuß zuerst sah; die andere Schale gehört dem, der sie zuerst aufgehoben; den Kern aber behalte ich — für den Urtheilsspruch.“

„Das, setzte er lachend hinzu, ist das gewöhnliche Ende der meisten Processe.“

Wer Freude hat am Processiren,
Wird statt Gewinnens stets verlieren.

14. Die Nußschale.

Das kleine Lieschen fand in dem Garten eine Nuß, die noch mit der grünen Schale überzogen war. Lieschen sah sie für einen Apfel an, und wollte sie essen. Kaum hatte sie aber hinein gebissen, so rief sie: „Pfui, wie bitter!“ und warf die Nuß weg.

Konrad, ihr Bruder, der klüger war, hob die Nuß sogleich auf, schälte sie mit den Zähnen ab und sagte: „Ich achte diese bittere Schale nicht; weiß ich doch, daß ein süßer Kern darin verborgen steckt, der mir dann desto besser schmecken wird.“

Acht keiner Mühe Bitterkeit,
Die dich mit süßem Lohn' erfreut.

---

15. Der grüne Zweig.

Fritz war ein leichtsinniger, muthwilliger Knabe. Er achtete nicht auf gute Lehren; ja er machte sich sogar darüber lustig.

Eines Tages ging er mit seiner Schwester Sophie in den Garten. Sophiens Gartenbeetlein war voll der schönsten Blumen; Fritzens Gartenbeet aber war ganz verwildert und voll Unkraut.

„Bruder! Bruder! sagte das ordentliche Mädchen, du hast deine Sachen doch gar nicht in Ordnung. Denk an mich, es geht dir noch, wie die Mutter sagt: Du kommst in deinem Leben auf keinen grünen Zweig.“

Fritz lachte, kletterte auf den großen Birnbaum, und schrie: „Sophie, da sieh einmal herauf! Jetzt bin ich gar auf einen grünen Ast gekommen!“ Krach! – brach der Ast, und Fritz fiel herab, und brach den Arm.

Mit guten Lehren Muthwill' treiben,
Kann niemals ungestrafet bleiben.

16. Das kostbare Kräutlein.

Zwey Mägde, Brigitte und Wallburg, gingen der Stadt zu, und jede trug einen schweren Korb voll Obst auf dem Kopfe.

Brigitte murrte und seufzte beständig; Wallburg aber lachte und scherzte nur.

Brigitte sagte: „Wie magst du doch lachen? Dein Korb ist ja so schwer, wie der meinige, und du bist um nichts stärker, als ich.“

Wallburg sprach: „Ich habe ein gewisses Kräutlein zur Last gelegt, und so fühle ich sie kaum. Mach es auch so!“

„Ey! rief Brigitte, das muß ein kostbares Kräutlein seyn. Ich möchte mir meine Last damit auch gern erleichtern. Sag mir doch einmal, wie es heißt!“

Wallburg antwortete: „Das kostbare Kräutlein, das alle Beschwerden leichter macht, heißt — Geduld. Denn

Leichter trägt da, was er trägt,
Wer Geduld zur Bürde legt.“

17. Die Rübe.

Ein armer Taglöhner hatte in seinem Gärtlein eine ungemein große Rübe gezogen, über die sich jedermann verwunderte. „Ich will sie unserm gnädigen Herrn verehren, sagte er; denn es freut ihn, wenn man Feld und Garten wohl bestellt.“

Er trug die Rübe in das Schloß, und der gnädige Herr lobte den Fleiß und den guten Willen des Mannes und schenkte ihm — drey Ducaten.

Ein Bauer im Dorf, der sehr reich und sehr geitzig war, hörte das, und sprach: „Jetzt verehre ich dem gnädigen Herrn auf der Stelle mein großes Kalb. Gibt er für eine lumpichte Rübe schon drey Goldstücke — wie viel werde erst ich für ein so schönes Kalb bekommen!“

Er führte das Kalb an einem Stricke in das Schloß, und bath den gnädigen Herrn, es zum Geschenke anzunehmen. Der gnädige Herr merkte wohl, warum sich der geitzige Bauer so freygebig anstelle. Er sagte, er wolle das Kalb nicht.

Allein der Bauer fuhr fort zu bitten und zu betteln, es doch nicht zu verschmähen. Endlich sprach der kluge Herr: „Nun wohl; weil Ihr mich denn dazu zwingt, so nehme ich das Geschenk an. Da Ihr aber so besonders freygebig gegen mich seyd, so darf ich mich auch nicht schlecht finden lassen. Ich will Euch daher ein Gegengeschenk machen, das mich wohl dreymal mehr kostet, als Euer Kalb werth ist.“ Und mit diesen Worten gab er dem erstaunten und erschrockenen Bauer — die ihm wohlbekannte, große Rübe.

Ein edles Herz erwirbt sich Lohn,
Verstellte Güte — Spott und Hohn.

18. Der Kohlkopf.

Zwey Handwerksbursche, Joseph und Benedikt, gingen einst an dem Krautgarten eines Dorfes vorbey.

„Sieh doch, sagte Joseph, was das für große Krautköpfe sind!“ denn so nannte er die Kohlköpfe.

„Ey, sagte Benedikt, der gern prahlte, die sind gar nicht groß. Auf meiner Wanderschaft habe ich einmal einen Krautkopf gesehen, der war viel größer, als das Pfarrhaus dort.“

Joseph, der ein Kupferschmied war, sprach hierauf: „Das will viel sagen. Indeß habe ich einmal einen Kessel machen helfen, der war so groß, als die Kirche.“

„Aber um des Himmels willen, rief jetzt Benedikt, wozu hatte man denn einen so großen Kessel nöthig?“

Joseph sagte: „Man wollte deinen großen Krautkopf darin sieden.“

Benedikt sagte beschämt: „Nun seh' ich erst, wo das hinaus wollte! — Du hältst es sonst immer mit der Wahrheit, und hast jetzt nur so geredet, um meine

prahlerische Lüge lächerlich zu machen. Ich muß mir dieß gefallen lassen. Denn —

Wer unverschämt mit Lügen prahlt,
Wird oft mit gleicher Münz bezahlt."

19. Die Schwämme.

Die Mutter schickte einst die kleine Katharina in den Wald, Schwämme zu hohlen, die der Vater sehr gern aß. „Mutter, rief das Mädchen, als sie zurück kam, dießmal hab' ich recht schöne bekommen! Da sieh nur, sagte sie und öffnete das Körbchen, sie sind alle so schön roth, wie Scharlach, und wie mit Perlen besetzt. Es gab wohl noch von jenen grauen, unansehnlichen, von denen Du neulich brachtest. Sie waren mir aber zu schlecht, und ich ließ sie stehen."

„O du einfältiges, thörichtes Kind, rief die erschrockene Mutter; diese schönen Schwämme sind trotz Scharlach und Perlen lauter giftige Fliegenschwämme, und wer davon ißt, muß sterben. Jene grauen aber, die du verschmähtest, sind ungeach-

tet ihres schlechten Aussehens gerade die besten.“

„Und so liebes Kind, ist es noch mit vielen Dingen in dieser Welt. Es gibt bescheidene Tugenden, die wenig Aufsehen machen; und glänzende Fehler, die der Thor bewundert. Ja die Sünde selbst sucht uns durch angenehmen Schein zu verführen. Allein

Die Sünde, die uns Lust verspricht,
Ist süßes Gift — o trau' ihr nicht!“

20. Der Kürbiß und die Eichel.

Ein Bauersmann lag in dem Schatten einer Eiche, und betrachtete eine Kürbißstaude, die an dem nächsten Gartenzaune empor wuchs. Da schüttelte er den Kopf und sagte! „Hm! hm! das gefällt mir nicht, daß die kleine niedrige Staude dort so große, prächtige Früchte trägt; der große herrliche Eichbaum aber nur so kleine, armselige Früchte hervor bringt. Wenn i ch die Welt erschaffen hätte, so hätte mir der Eichbaum mit lauter großen, goldgelben, zentnerschweren Kürbissen prangen

müssen. Das wäre dann eine Pracht zum Ansehen gewesen!"

Kaum hatte er dieses gesagt, so fiel eine Eichel herab, und traf ihn so stark auf die Nase, daß sie blutete. „O weh! rief jetzt der erschrockene Mann, da habe ich für meine Naseweisheit einen derben Nasenstüber bekommen. Wenn diese Eichel ein Kürbiß gewesen wäre, so hätte er mir die Nase gar zerquetscht."

Mit Weisheit und mit Wohlbedacht
Hat Gott die ganze Welt gemacht.

21. Die Eiche und die Weide.

Eines Morgens nach einer furchtbar stürmischen Nacht ging Vater Richard mit seinem Sohne Anselm in das Feld hinaus, um zu sehen, was der Sturm für Schaden angerichtet habe.

Der kleine Anselm rief: „Ey, sieh doch, Vater! die stärkste Eiche liegt dort auf dem Boden hingestreckt; die schwache Weide hier am Bache aber — was mich wundert — steht noch schlank und aufrecht da. Ich hätte gemeint, der Sturmwind wäre

mit der Weide leichter fertig geworden, als mit der Eiche.

„Kind, sagte der Vater, die stolze Eiche, die sich nicht biegen kann, mußte brechen; die Weide aber gab nach, und beugte sich vor dem Sturmwinde, und so konnte er ihr nichts anhaben.

Mit Starrsinn bringt man es nicht weit;
Viel besser ist Nachgiebigkeit.

22. Der Eichbaum.

Einmal in uralter Zeit erschienen zwey Jünglinge, Edmund und Oßwald, vor Gericht.

Edmund sagte zum Richter: „Als ich vor drey Jahren auf Reisen ging, gab ich diesem Oßwald, den ich für meinen besten Freund hielt, einen kostbaren Ring mit Edelsteinen in Verwahrung; allein jetzt will er mir den Ring nicht mehr zurück geben.“

Oßwald legte seine Hand auf die Brust, und rief: „Ich betheure es bey meiner Ehre! Mir ist von dem Ringe nicht das Geringste bekannt. Mein Freund Edmund

muß in der That nicht recht bey Sinnen seyn."

Der Richter sprach: „Edmund! kann es dir jemand bezeugen, daß du ihm den Ring übergeben hast?"

Edmund sagte: „Leider war niemand dabey, als ein alter Eichbaum im Felde, unter dem wir von einander Abschied nahmen."

Oßwald sagte: „Ich bin bereit, einen Eid darauf abzulegen, daß ich von dem Baume so wenig weiß, als von dem Ring."

Der Richter sprach: „Edmund, geh hin und bringe mir einen Zweig von dem Baume. Ich will ihn sehen. Du aber, Oßwald, warte indessen hier, bis Edmund zurück kommt."

Edmund ging. Über eine kleine Weile sprach der Richter: „Wo doch Edmund so lange bleiben mag? Oßwald, öffne einmal das Fenster, und sieh, ob er noch nicht kommt."

Oßwald sagte: „O Herr, so bald kann er noch nicht zurück kommen. Der Baum ist über eine Stunde weit von hier entfernt."

Jetzt rief der Richter: „O du gottloser, betriegerischer Mensch, der du beschwören wolltest, du wissest von dem Baume so wenig, als von dem Ringe! Du weißt um den Ring eben so gut, als um den Baum.“

Oßwald mußte den Ring heraus geben, und wurde an dem Baume aufgehenkt.

Oft kommt schon hier Verborgenes an's Licht,
Doch alles einst beym Weltgericht.

23. Der Acker.

Die Hütte des armen Niklas stand auf einem Platze, der ganz mit Dornbüschen und Haselstauden überwachsen war. An einem heißen Tage, zur Zeit der Ärnte, lag Niklas einmal im Schatten einer Haselstaude. Ein Bauer mit einem hochgeladenen Wagen voll Korn fuhr an ihm vorbey. Niklas sah den vollen Wagen mit schelen Augen an, und grüßte den Bauer kaum.

Der Bauer blieb stehen, und sagte zu Niklas: „Wenn du von diesem wüsten Boden, der dein Eigenthum ist, täglich

nur so viel umarbeiten wolltest, als du mit deinem faulen Körper bedeckest, so könntest du jährlich wohl mehr Korn schneiden, als du auf dem Wagen da siehst.

Dem Niklas gefiel dieser Rath. Er reutete die Gesträuche und Stauden aus, und bearbeitete den Boden. So bekam er einen Acker, der ihn keinen Kreuzer kostete, und ihn und die Seinigen reichlich ernährte.

Der Faule leidet bitt're Noth,
Dem Fleißigen fehlt's nie an Brod.

24. Die Kornähren.

Ein Landmann ging mit seinem kleinen Sohne Tobias auf den Acker hinaus, um zu sehen, ob das Korn bald reif sey. „Sieh, Vater, sagte der unerfahrne Knabe, wie aufrecht einige Halme den Kopf tragen; diese müssen wohl recht vornehm seyn; die andern, die sich so tief vor ihnen bücken, sind gewiß viel schlechter.“

Der Vater pflückte ein paar Ähren ab, und sprach: „Thörichtes Kind, da sieh einmal, diese Ähre hier, die sich so stolz in die Höhe streckte, ist ganz taub und

leer; diese aber, die sich so bescheiden neigte, ist voll der schönsten Körner.“

Trägt einer gar so hoch den Kopf,
So ist er wohl — ein eitler Tropf.

25. Die Erbsen.

Ein Taschenspieler bath um die Erlaubniß, vor dem Fürsten ein noch nie gesehenes Kunststück zu machen. Der Fürst erlaubte es, und der Künstler trat mit einer Schale voll eingeweichter Erbsen in das Zimmer, ließ sich eine Nadel vorhalten, und warf mit den Erbsen so sicher, daß die Erbse allemal an der Nadelspitze stecken blieb.

Der Fürst sprach: „Lieber Mann! Ihr habt Euch in der That sehr große Mühe gegeben, und sehr viele Zeit darauf verwendet, es so weit zu bringen. Ich will Euch dafür belohnen.“ Der Fürst sagte nun einem Bedienten etwas in Geheim, und dieser ging hinaus, und kam bald darauf mit einem schweren Sack wieder herein. Der Künstler freute sich sehr, und glaubte, der Sack werde voll Gold seyn.

Als man nun auf Befehl des Fürsten den Sack öffnete, erblickte man darin nichts — als Erbsen. Und der Fürst sprach: „Da Euer Kunststück den Menschen nichts nützt, und sie es also auch wohl schlecht belohnen werden, so dürfte es Euch bald an den dazu nöthigen Erbsen fehlen. Deßhalb ließ ich Euch damit versehen.“

Befaß dich nicht mit solchen Dingen,
Die keinem Menschen Nutzen bringen.

---

26. Die Linsen.

Es war einmal ein reicher Mann, der sehr sparsam lebte. Er aß nichts, als Linsen, weil er sie für die nahrhafteste und wohlfeilste Speise hielt. Ja, um davon nicht mehr zu verzehren, als für Hungersterben nöthig war, so zählte er die Linsen alle Tage in den Topf.

Allein mit dem Linsenzählen versäumte er, nach seinem Hauswesen zu sehen, und zog sich manchen großen Schaden zu. Indem er so da saß und zählte, und hie und da eine Linse ersparte, trug ihm der Knecht manchen Sack voll Korn davon.

Der reiche Mann starb sehr arm, und sagte noch auf seinem Sterbebette:

„Im Kleinen sparen ist schon gut,
Wenn man es auch im Großen thut.“

27. Der Lein.

Eine reiche Frau wollte auf ihrem Landgute recht schönen Flachs bauen. Da kam ein Leinhändler zu ihr und sagte: „Geben Sie mir einen Sack voll von ihrem inländischen Leinsamen, der wenig taugt; ich will Ihnen ausländischen dafür bringen, der nicht besser seyn könnte. Sie müssen mir aber alsdann einen Ducaten aufgeben.“ Die Frau war mit dem Handel zufrieden.

Der Leinhändler war aber ein ausgemachter Schelm. Er dachte: Die Frau will ich nun recht anführen. Ich bringe ihr den nämlichen Lein wieder. So habe ich den Ducaten umsonst. Fällt der Flachs schlecht aus, so schiebe ich die Schuld auf die schlechte Witterung oder auf den schlechten Boden.

Er brachte ihr den Lein. Die Frau hatte eine große Freude, und ließ den Sack so=

gleich ausleeren. Aber sieh — da funkelte auf einmal etwas in dem Leine. Es war ein goldener Ring – und die Frau rief verwundert: „Das ist ja mein Ring, den ich im letzten Herbst verloren habe. Als ich mit meinem Leine umging, muß ich ihn abgestreift haben.“

Zu dem Leinhändler sagte sie aber: „Ihr seyd ein Betrieger, und Euer Betrug ist nun am Tage. Ihr habt mir meinen eigenen Lein für fremden verkaufen wollen. Anstatt daß Ihr nun einen Ducaten bekommt, sollet Ihr einen Ducaten Strafe bezahlen müssen.“ Er mußte auch wirklich das Strafgeld vor Gericht erlegen, und kam überdieß in einen so üblen Ruf, daß er seinen Leinhandel aufgeben mußte.

Ein Schurke fang es noch so listig an,
Die Falschheit schlägt zuletzt den eignen Mann.

28. Der Schatz im Acker.

1.

In einem weit – weit entfernten Lande traten einst zwey Bauern vor den Richter. Der eine sagte: „Ich habe von meinem

Nachbar hier ein Grundstück gekauft; als ich es umgrub, fand ich einen Schatz darin, den kann ich mit gutem Gewissen nicht behalten. Denn ich kaufte nur den Boden, und habe an den Schatz kein Recht."

Der andere sagte: „Ich kann das viele Gold und Silber eben so wenig mit gutem Gewissen annehmen. Ich habe das Geld nicht vergraben, und es gehört mir also auch nicht. Überdieß verkaufte ich dem Nachbar den Boden mit allem, was darin war, und behielt mir nichts vor."

„Entscheide nun Du, weiser Richter, wem der Schatz gehöre."

Der Richter sprach zu ihnen: „Ich habe gehört, der Sohn des einen und die Tochter des andern wollen einander heirathen. Gebt den zwey Kindern den Schatz zum Heirathsgute."

Die ehrlichen Männer versprachen es zu thun, und gingen erfreut nach Hause.

Wie schön ist doch die Ehrlichkeit —
Die Gott und gute Menschen freut.

2.

Ein fremder Mann, der dabey stand, war höchst erstaunt, und sagte: „In mei-

nem Lande wäre die Sache ganz anders gegangen. Der Käufer hätte nicht daran gedacht, dem andern nur einen Häller zu geben, und deßwegen den Schatz verheimlicht. Wäre ihm dieses nicht gelungen, so hätte der andere geklagt, und den Schatz für sich gefordert. Der Proceß aber, der daraus entstanden wäre, hätte vielleicht mehr gekostet, als der ganze Schatz betrug."

Der Richter verwunderte sich und sprach: „Scheint in deinem Lande auch die Sonne?" „O ja!" sagte der Mann. „Regnet es dort auch?" fragte der Richter weiter. „Freylich!" sagte der Mann. „Das ist sonderbar, sprach der Richter; allein gibt es bey euch auch Kühe und Schafe?" „Sehr viele!" sagte der Fremde.

„Nun wohl, rief der Richter, so wird der liebe Gott wegen dieser unschuldigen Thiere in jenem Lande die Sonne scheinen und regnen lassen. Denn ihr verdienet es wahrhaftig nicht."

Im Land, wo Treu' und Glauben fliehen,
Kann weder Glück noch Segen blühen.

29. Der Gränzstein.

Ulrich bewohnte ein hübsches Haus, das mit einem schönen grünen Platze voll fruchtbarer Bäume umgeben war. Die Wiese des Nachbars stieß daran. Der gewissenlose Ulrich wollte seinen Platz auf Kosten des Nachbars vergrößern, und rückte heimlich bey Nacht den Gränzstein eine ziemliche Strecke weiter in die Wiese des Nachbars hinein.

Einige Zeit nachher stieg Ulrich an einer Leiter auf einen Baum, Kirschen zu pflücken. Als er ganz oben war, fiel er sammt der Leiter, die zu gerade stand, rückwärts zu Boden, und zerschmetterte sich an dem Gränzsteine das Genick. Hätte Ulrich den Stein nicht verrückt, so wäre er darüber hinaus gefallen, und hätte sich auf dem weichen Grasboden wenig Schaden gethan. Daher sagt man gleichnißweise:

Wie sorglos wälzt der freche Bösewicht
Den Stein herbey, der ihm den Nacken bricht.

30. Der Weinstock.

Ein Gärtner hatte an seinem Hause einen Weinstock gepflanzt, der die ganze Hauswand mit seinen Blättern bedeckte, und sehr köstliche Trauben trug.

Sein Nachbar beneidete ihn darum, und schnitt einmal bey Nacht mehrere der schönsten Rebzweige ab.

Als der Gärtner am Morgen der Weinstock erblickte, ward er sehr betrübt. Denn damals wußte man noch nicht, wie gut dem Weinstocke das Beschneiden sey.

„Ich möchte weinen, sprach der Gärtner, wie jetzt der Weinstock über seine Verstümmelung zu weinen scheint!“ Allein sieh da! der Weinstock trug in diesem Jahre so viele und so schöne Trauben, wie noch in keinem der vorigen Jahre. Der Gärtner kam aber auf den glücklichen Gedanken, die Weinstöcke durch Beschneiden fruchtbarer zu machen.

Womit ein Feind zu schaden denkt,
Wird uns von Gott zum Heil gelenkt.

Stadtbibliothek
Augsburg

31. Der Weinberg.

Ein Vater sagte kurz vor seinem Tode zu seinen drey Söhnen: „Liebe Kinder! Ich kann euch nichts zurück lassen, als diese unsere Hütte und den Weinberg daran. In dem Weinberge liegt aber ein verborgener Schatz. Grabt nur fleißig nach, so werdet ihr ihn finden.“

Nach dem Tode des Vaters gruben die Söhne den ganzen Weinberg mit dem größten Fleiße um — und fanden weder Gold noch Silber. Weil sie aber den Weinberg noch nie so fleißig bearbeitet hatten, so brachte er eine solche Menge Trauben, hervor, daß sie darüber erstaunten.

Jetzt erst fiel den Söhnen ein, was ihr seliger Vater mit dem Schatze gemeint habe, und sie schrieben an die Thür des Weinberges mit großen Buchstaben:

Die rechte Goldgrub' ist der Fleiß —
Für den, der ihn zu üben weiß.

32. Die Singvögel.

Ein freundliches Dörflein war von einem ganzen Walde fruchtbarer Bäume

umgeben. Die Bäume blühten und dufteten im Frühlinge auf das lieblichste. Auf ihren Ästen und in den Hecken umher sangen und nisteten allerley muntere Vögelein. Im Herbste aber waren alle Zweiglein reichlich mit Äpfeln, Birnen und Zwetschken beladen. Da fingen einige böse Buben an, die Nester der Vögel auszunehmen. Die Vögel zogen daher aus dem Orte nach und nach ganz hinweg. Man hörte an den schönen Frühlingsmorgen kein Vögelein mehr singen, und in den Gärten war es ganz still und traurig. Die schädlichen Baumraupen, die sonst von den Vögeln hinweg gefangen wurden, nahmen überhand, und fraßen Blätter und Blüthen ab. Die Bäume standen kahl da, wie mitten im Winter, und die bösen Buben, die sonst köstliches Obst im Überflusse hatten, bekamen nicht einmal mehr ein Äpfelein zu sehen.

Zu unserm Wohle hat Gott die Natur geschaffen;
Weh dem, der sie zerstört, er wird sich selbst bestrafen.

33. Das Kanarienvögelein.

Christine bath ihre Mutter, ihr ein Kanarienvögelein zu kaufen. Die Mutter sagte: „Du sollst eines bekommen, wenn du immer recht artig, fleißig und folgsam seyn wirst!“ — und Christine versprach es.

Eines Tages kam Christine aus der Schule heim. Da sagte die Mutter: „Ich gehe jetzt ein wenig aus. Hier auf dem Tische steht ein kleines, neues Schächtelein. Bey Leibe mach' es nicht auf; rühre es auch nicht an! Wenn du mir folgst, werde ich dir, sobald ich zurück komme, eine große Freude machen.“

Kaum war die Mutter zur Thür hinaus, so hatte das vorwitzige Mädchen das Schächtelein schon in der Hand. „Es ist so leicht, sagte es, und in dem Deckel sind kleine Löchlein! Was mag doch wohl darin seyn?“ Es dachte, die Mutter sieht es ja nicht, und machte das Schächtelein auf — und sieh, augenblicklich hüpfte ein wunderschönes, gelbes Kanarienvögelein heraus, und flog freudig zwitschernd in der Stube herum.

Christine wollte das Vögelein geschwind fangen, und es wieder einsperren, damit die Mutter nichts merke. Wie sie nun außer Athem und mit glühenden Wangen das flinke Vögelein vergebens in der Stube herum jagte — trat die Mutter herein, und sagte: „Du vorwitziges, ungehorsames Mädchen! Das schöne Vögelein habe ich dir schenken wollen; doch wollte ich dich zuvor prüfen, ob du es verdientest. Jetzt aber werde ich es sogleich dem Vogelhändler wieder zurück geben.“

Ein gutes Kind thut seine Pflicht,
Seh'n es auch gleich die Ältern nicht.

34. Der Stahr.

Der alte Jäger Moritz hatte in seiner Stube einen abgerichteten Stahr, der einige Worte sprechen konnte. Wenn zum Beyspiele der Jäger rief: „Stährlein, wo bist du?“ so schrie der Stahr allemal: „Da bin ich!“

Des Nachbars kleiner Karl hatte an dem Vogel eine ganz besondere Freude, und machte ihm öfters einen Besuch. Als

Karl wieder einmal kam, war der Jäger eben nicht in der Stube. Karl fing geschwind den Vogel, steckte ihn in die Tasche, und wollte damit fortschleichen.

Allein in eben dem Augenblicke kam der Jäger bey der Thür herein. Er dachte dem Knaben eine Freude zu machen, und rief wie gewöhnlich: „Stährlein, wo bist du?“ — und der Vogel in der Tasche des Knaben schrie, so laut er konnte: „Da bin ich!“

Ein Diebstahl sey so schlau er mag,
Er kommt oft seltsam an den Tag.

35. Der Haushahn.

Eine fleißige Hausmutter weckte ihre zwey Mägde alle Morgen zur Arbeit, sobald der Haushahn krähte. Die Mägde wurden über den Hahn sehr zornig, und brachten ihn um, damit sie länger schlafen dürften. Allein die alte Hausmutter, die jetzt gar nicht mehr wußte, wie sie in der Zeit war, weckte die Mägde von nun an immer noch früher, ja oft schon um Mitternacht.

Ein kleines Ungemach zu meiden,
Stürzt mancher sich in größ're Leiden.

---

36. Die Henne.

Ein armes Weib hatte eine Henne, die alle Tage ein Ey legte. Das Weib wollte mit einem Ey nicht zufrieden seyn. Sie mästete die Henne, und hoffte nun täglich zwey bis drey Eyer in dem Neste zu finden. Allein die Henne wurde durch das übermäßige Futter zu fett — und hörte gar auf zu legen.

Laß dir an Wenigem genügen;
Statt mehr, wirst du sonst gar nichts kriegen.

---

37. Das große Vogelnest.

Ein grausamer Knabe suchte in allen Hecken die Vogelnester auf, und stach mit boshafter Freude den jungen Vögelein die Augen aus. Die Mutter warnte ihn öfter. „Du gottloses Kind, sagte sie, denke an mich; wenn du dich nicht besserst, so wird Gott gewiß dich noch strafen.“ Allein der

freche Bube lachte heimlich dazu, und machte es je länger je ärger.

Einmal an einem Sonntage ging er anstatt in die Kirche in den Wald, neue Grausamkeiten auszuüben. Da erblickte er auf einer hohen Eiche ein großes Vogelnest. Er kletterte sogleich hinauf, riß einen der jungen Vögel aus dem Neste, und warf ihn herab. Schon wollte er nach dem andern greifen, da kamen plötzlich die Alten — die grimmige Raubvögel waren — herbey geflogen, und hackten mit ihren scharfen Schnäbeln ihm beyde Augen aus.

Wer Gott und Ältern nicht zu achten sich erfrecht,
An dem wird sicherlich es schrecklich einst gerächt.

---

38. Die Bienen.

1.

Albert kam in den Garten des Nachbars, und sah einen blühenden Rosenstrauch. Er pflückte eine Rose, und sagte: „Nun will ich mir einmal daran satt riechen!“ Als er aber sein kleines Näschen begierig in

die halb geöffnete Rose hinein steckte, empfand er mit einem Mal einen entsetzlichen Schmerz. Ein Bienlein war in der Rose versteckt, und stach ihn — weil er es fast zerdrückt hatte — in die Nase.

Mit Unverstand genoßne Freuden
Verwandeln sich in Schmerz und Leiden.

2.

Albert, der sehr jähzornig war, ergriff nun ganze Hände voll Erde und Schollen, und warf wüthend nach den Bienenstöcken. Da wurden die Bienen so aufgebracht, daß sie in Menge über ihn herfielen, und ihm wohl hundert Stiche versetzten. Er wurde tödtlich krank, mußte unsägliche Schmerzen ausstehen — und kaum kam er noch mit dem Leben davon.

Erträgst du eine Unbild nicht mit Ruh',
So ziehest du dir deren hundert zu.

39. Die Fliegen und die Spinnen.

Ein junger Prinz sagte öfter: „Wozu hat doch wohl Gott die Fliegen und Spin-

nen erschaffen! Dergleichen Ungeziefer nutzt ja keinem Menschen etwas! Wenn ich nur könnte, ich vertilgte alle von der Erde.“

Einst mußte der Prinz sich im Kriege vor dem Feinde flüchten. Ermüdet legte er sich Abends im Walde unter einem Baume nieder, und entschlief. Ein feindlicher Soldat schlich mit gezücktem Schwerte auf ihn zu, um ihn zu morden. Allein plötzlich kam eine Fliege, setzte sich dem Prinzen auf die Wange, und stach ihn so heftig, daß er erwachte. Er sprang auf, zog sein Schwert — und der Soldat entfloh.

Der Prinz verbarg sich nun in eine Höhle des Waldes. Eine Spinne spannte zu Nacht ihr Netz vor dem Eingange der Höhle aus. Am Morgen kamen zwey feindliche Soldaten, die ihn suchten, vor die Höhle. Der Prinz hörte sie mit einander reden. „Sieh, rief der eine, da hinein wird er sich versteckt haben!“ „Nein, sagte der andere, da d'rinnen kann er nicht seyn; denn im Hineingehen hätte er ja das Spinnengewebe zerreißen müssen.“

Als die Soldaten fort waren, rief der Prinz gerührt und mit aufgehobenen Händen: „O Gott, wie dank' ich Dir! Gestern hast Du mir durch eine Fliege, und heute durch eine Spinne das Leben gerettet. Wie gut ist alles, was Du gemacht hast."

Ein Thierchen sey auch noch so klein,
Es kann dem Menschen nützlich seyn.

40. Der große Fisch.

Ein Fischer fuhr Morgens in seinem Schifflein auf dem See, und fischte den ganzen Tag. Allein so oft er auch das Netz auswarf, so fing er doch nicht ein einziges Fischlein.

Traurig und betrübt fuhr er Abends wieder dem Lande zu. Vielleicht, dachte er, ist meine Arbeit deßhalb vergeblich gewesen, weil ich nicht zuvor Gott um seinen Segen gebethen habe; ich will es aber künftig thun.

Da fuhr auf einmal ein großer Fisch, der von einem andern verfolgt wurde, aus dem Wasser empor, fiel in das Schifflein,

und zappelte zu den Füßen des erfreuten Fischers.

„Jetzt, sagte der Mann, sehe ich es klar:

Was Menschenfleiß allein nicht zwingt,
Mit Gottes Segen leicht gelingt“

41. Das Hündchen.

Fräulein Karoline ging eines Tages am Bache spazieren. Da traf sie einige böse Buben an, die ein kleines Hündlein ertränken wollten. Sie hatte Mitleid mit dem armen Thierchen, kaufte es den Knaben ab, und nahm es mit sich in das Schloß.

Das Hündlein gewöhnte sich bald an sie, und lief ihr überall nach. Einst kam das Fräulein zu Nacht in ihr Schlafzimmer, um sich schlafen zu legen. Da bellte das Hündlein sehr eifrig unter die Bettstatt hinunter, und sieh da — ein fürchterlicher Mensch, der ein Straßenräuber war, hatte sich unter die Bettstatt versteckt.

Sie schrie um Hülfe. Alle Leute im Schlosse liefen zusammen. Die Bedienten

ergriffen den Räuber, und überlieferten ihn dem Gerichte. In dem Verhöre bekannte er, er habe das Fräulein ermorden und das Schloß plündern wollen.

Karoline dankte Gott für ihre glückliche Errettung und sagte: „Wer hätte das gedacht, daß dieses arme Thierchen, das ich vom Tode errettete — auch mir das Leben retten würde.“

Wer selbst den Thieren gut begegnet,
Wird auch dafür von Gott gesegnet.

42. Die Schafe.

1.

Ein junger Schäfer hüthete in dem Gebirge seine Schafe. Eines Tages saß er auf einem Felsenstücke in dem Schatten einer Tanne. Er schlief ein, und wankte und nickte im Schlafe beständig mit dem vorwärts hängenden Kopfe. Der Schafbock, der nicht weit von ihm grasete, meinte, der Schäfer fordere ihn zum Zweykampfe heraus und wolle mit ihm stoßen. Der Bock nahm daher eine drohende Stellung, ging, um einen rechten Anlauf zu

nehmen, einige Schritte rückwärts, rannte dann auf den Schäfer zu, und versetzte ihm mit seinen Hörnern einen gewaltigen Stoß. Der Schäfer, der sich aus seinem süßen Schlummer so unsanft aufgeweckt sah, gerieth in einen wüthenden Zorn. Er sprang auf, packte den Bock mit beyden Fäusten, und schleuderte ihn in den nahen Abgrund. Als die Schafe dieses sahen, sprangen sie alle — wohl ihrer hundert — dem Bocke nach, und wurden an den Felsen elend zerschmettert. Der Schäfer aber raufte sich vor Jammer die Haare aus, und rief:

„Weh dem, der seinen Zorn nicht meistern kann,
Er richtet hundertfältig's Unglück an."

2.

Die Geschichte von der unglücklichen Schafheerde wurde in dem ganzen Gebirge bekannt. Ein alter Schäfer, der sehr verständig und rechtschaffen war, machte von der Geschichte noch eine sehr gute Anwendung.

Seine Söhne und Töchter wollten einst auf den Jahrmarkt in die Stadt, um dort

zu tanzen. Der Vater aber sprach: „Das ist nichts für euch. Dort geht es nicht immer zum Besten zu. Ich habe euch gut und unschuldig erzogen; allein dort könntet ihr leicht verdorben werden.“ Die Kinder sagten: „Ey, Andere gehen ja auch dahin!“

Der Vater sprach hierauf: „Es gingen schon viele dahin, und büßten Gesundheit und Leben, Ehre und Unschuld ein. Wollet ihr ihnen es deßhalb nachthun? Macht es doch nicht, wie die Schafe. Ihr wißt, wenn eines in den Abgrund springt, springen die andern alle nach. Ihr nennet sie deßhalb dumme Thiere. Allein der Mensch, der sich in das Verderben stürzt, weil andere es auch so machen, ist um nichts klüger — sondern ein wahrer Schafskopf.“

Stürzt sich ein Mensch in Sünd' und Schmach:
Seyd klug, und macht es ihm nicht nach.

43. Das gestohlene Pferd.

Einem Bauersmann wurde zu Nacht sein schönstes Pferd aus dem Stalle ge-

stohlen. Er reis'te fünfzehn Stunden weit auf einen Pferdemarkt, ein anderes zu kaufen.

Aber sieh — unter den feilen Pferden auf dem Markte erblickte er auch sein Pferd. Er ergriff es sogleich bey dem Zügel, und schrie laut: „Der Gaul ist mein, vor drey Tagen wurde er mir gestohlen."

Der Mann, der das Pferd feil hatte, sagte sehr höflich: „Ihr seyd unrecht daran, lieber Freund! Ich habe das Roß schon über ein Jahr. Es ist nicht Euer Roß, es sieht ihm nur gleich."

Der Bauer hielt dem Pferde geschwind mit beyden Händen die Augen zu, und rief: „Nun, wenn Ihr den Gaul schon so lange habt, so sagt, auf welchem Auge ist er blind?"

Der Mann, der das Pferd wirklich gestohlen, aber noch nicht so genau betrachtet hatte, erschrak. Weil er indeß doch etwas sagen mußte, so sagte er auf Gerathewohl: „Auf dem linken Auge."

„Ihr habt es nicht getroffen, sagte der Bauer; auf dem linken Auge ist das Thier nicht blind."

„Ach! rief jetzt der Mann, ich habe mich nur versprochen! Auf dem rechten Auge ist es blind.“

Nun deckte der Bauer die Augen des Pferdes wieder auf, und rief: „Jetzt ist es klar, daß du ein Dieb und ein Lügner bist. Da seht alle her, der Gaul ist gar nicht blind. Ich fragte nur so, um den Diebstahl an den Tag zu bringen.“

Die Leute, die umher standen, lachten, klatschten in die Hände, und riefen: „Ertappt, ertappt!“ Der Roßdieb mußte das Pferd wieder zurück geben, und wurde zur verdienten Strafe gezogen.

So schlau und fein ein Dieb auch ist,
Er stößt einmal auf größ're List.

44. Der große Ochs.

Ein Vater redete mit seinen Kindern davon, wie weit man es in allem durch Übung und Angewöhnung bringen könne. „Ich will euch davon einmal ein Beyspiel erzählen, sagte er: Es soll einmal ein Mann gewesen seyn, der mit einem großen Ochsen umher reis'te, den Ochsen vor einer

Menge Leute auf die Schulter nahm, ihn auf der Straße eine gute Weile auf- und abtrug, und mit diesem Kunststücke viel Geld verdiente.“

Man fragte den Mann, wie er doch zu dieser seltenen Stärke gekommen sey. Er antwortete: „Als dieser Ochs noch ein Kalb war, trug ich das Kalb täglich ein paar Stunden in meinem Hofe auf und ab. Das Kalb wurde nun wohl alle Tage schwerer, allein meine Kräfte wurden auch alle Tage größer. So wurde ich am Ende so stark, daß mich die Last eines Ochsen nicht zu Boden drücken kann.“

„Die Erzählung, fuhr der Vater fort, mag nun wahr oder erdichtet seyn, so stellt sie uns dennoch den Sinn jenes alten Spruches recht klar vor Augen:

Die Übung mehret Kraft und Stärke,
Und macht geschickt zu jedem Werke.“

45. Der Esel.

Ein Gärtner wollte in die Stadt auf den Wochenmarkt gehen, und belud seinen Esel mit Gemüsen so voll, daß man von

dem armen Thiere beynahe nichts mehr sah, als den Kopf.

Der Weg führte durch ein Weidengebüsch. Der Gärtner schnitt von den Weiden einige Büschelein zu Bindruthen ab. „Eine so kleine Bürde kann mein Esel schon noch tragen!“ sagte der Gärtner und lud sie ihm auf.

Weiterhin kam ein Haselgesträuch. Der Gärtner suchte sich ein paar Dutzend schlanke Stecken zu Blumenstäben aus. „Sie sind so leicht, daß sie der Esel kaum spürt!“ sagte er, und lud sie ihm auch auf.

Als nun die Sonne höher gestiegen war, und bereits sehr heiß schien, zog der Gärtner seinen grünen Rock aus, und warf ihn auf die übrige Last. „Es ist nicht mehr weit zur Stadt, sagte er; an dem Kittel, den ich mit dem kleinen Finger heben kann, wird das Thier nicht mehr erliegen.“

Allein kaum hatte er dieses gesagt, so stolperte der Esel über einen Stein, fiel zu Boden, und stand, von der zu schweren Last erdrückt, nicht mehr auf.

Der erschrockene Gärtner sagte laut jammernd: „Jetzt seh' ich es endlich zu meinem großen Schaden ein, man soll Men-

schen und Thieren nicht zu viel aufbürden."

Die kleinste Bürde bringt dem Schaden,
Der schon mit großer Last beladen.

46. Der Maulesel.

Zwey Diebe hatten einen Maulesel gestohlen, und ihn in ein Gebüsch getrieben. Hier redeten sie m t einander, wie theuer sie ihn verkaufen wollten, und wie viel jeder von dem Gelde bekommen sollte. Sie geriethen aber in Streit, und fingen an mit einander zu raufen und zu schlagen.

Während der Streit am hitzigsten war, schlich ein dritter Dieb herbey, und ritt mit dem Esel heimlich davon. Sie merkten es erst, als der Esel schon zu weit entfernt war, um ihn einzuhohlen, und sahen mit blutigen Köpfen ihm traurig nach. Der eine sagte: „Da trifft's wohl recht zu: Wie gewonnen, so zerronnen." Der andere sprach:

„Der Vortheil, um den Zwey sich stritten,
Erfreuet meistentheils den Dritten."

47. Der Affe.

Ein Affe kam durch das offene Fenster in die Stube eines reichen Geitzhalses, der seinen armen Mitmenschen niemals einen Håller Almosen gab.

Der hartherzige Mann war eben nicht daheim, und der Affe gerieth über die volle Geldkiste, und warf ganze Pfoten voll Gold und Silber zum Fenster hinaus.

Die Leute, die dieß sahen, liefen schazrenweis auf der Gasse zusammen, und rauften und schlugen sich um das Geld.

Da die Kiste bereits leer war, kam der Geitzige die Gasse herauf, und sah mit Entsetzen, was vor seinem Hause vorging. Er drohte dem Affen schon von Weitem mit geballter Faust, und schalt ihn ein dummes Thier.

Ein Nachbar aber sagte zu dem zornigen Filze: „Es ist freylich dumm, das Geld zum Fenster hinaus zu werfen, wie dieser Affe; allein es bloß in die Kiste einzusperren, wie Ihr, ist doch noch dümmer.“

Ich lobe den, der Geld und Gut besitzt,
Wenn er's für sich und and're wohl benützt.

48. Der Bär.

In einem dichten Walde hielt sich ein ungeheuer großer Bär auf. Hubert und Eustach, zwey reisende Jägerbursche, hörten davon, und sagten: „Den wollen wir bald haben.“

Sie gingen nun alle Tage fleißig in den Wald, dem Bären aufzulauern. Am Abende kamen sie dann, wiewohl sie kein Geld hatten, in das Wirthshaus, und tranken vom besten Weine. „Der Bär, sagten sie zum Wirthe, wird die Zeche mit seiner Haut schon bezahlen.“

Eines Tages, als sie wieder den Wald durchstrichen, kam endlich der Bär fürchterlich brummend auf sie zu.

Hubert schoß vor Schrecken fehl, und kletterte eilends auf einen Baum. Eustach, dem sein Gewehr gar nicht losging, legte sich auf den Boden, und stellte sich todt. Der Bär beroch ihn an Mund, Nase und Ohren, und trappte — da die Bären nichts Todtes anrühren — wieder weiter.

Hubert stieg nun wieder von dem Baume herab, und sagte im Scherze zu Eustach:

„Du, was hat dir der Bär denn in das Ohr gesagt?“

Eustach antwortete: „Er hat gesagt: wir sollen künftig die Bärenhaut nicht verkaufen, bevor wir den Bären haben.“

Verprasse nicht, was du erst willst erwerben;
Denn sonst geräthst du sicher in's Verderben.

49. Der Wolf.

Hans, der lügenhafte Knabe, hüthete nicht weit von einem großen Walde die Schafe. Eines Tages schrie er, um sich einen boshaften Spaß zu machen, aus allen Kräften: „Der Wolf kommt! der Wolf kommt!“

Die Bauern kamen sogleich mit Äxten und Prügeln in Scharen aus dem nahen Dorfe gelaufen, und wollten den Wolf todt schlagen. Da sie nichts von einem Wolfe sahen, gingen sie wieder heim, und Hans lachte sie heimlich aus.

Am andern Tage schrie Hans wieder: „Der Wolf, der Wolf!“ Die Bauern kamen wieder heraus — aber nicht mehr so zahlreich, als gestern, und auch diese

schüttelten die Köpfe, und gingen voll Verdruß nach Hause.

Am dritten Tage kam der Wolf wirklich. Hans schrie ganz erbärmlich: „Zu Hülfe, zu Hülfe! Der Wolf, der Wolf!“ Allein es kam ihm kein einziger Bauer zu Hülfe.

Die ganze Schafheerde sprang eilends dem Dorfe zu. Den armen Hans aber, der nicht so schnell laufen konnte, wie die Schafe, erwischte der Wolf, zerriß ihn, und fraß ihn auf.

Wer eine Lüge sich erlaubt,
Dem wird die Wahrheit nicht geglaubt.

50. Der Löwe.

Ein armer Sclave, der seinem Herrn entlaufen war, wurde zum Tode verurtheilt. Man brachte ihn auf einen großen weiten Platz, der mit Mauern umgeben war, und ließ einen furchtbaren Löwen auf ihn los. Mehrere tausend Menschen sahen zu.

Der Löwe sprang grimmig auf den armen Menschen zu — blieb aber plötzlich

stehen, wedelte mit dem Schweife, hüpfte voll Freude um ihn herum, und leckte ihm freundlich die Hände. Die Leute verwunderten sich, und fragten den Sclaven, wie das komme.

Der Sclave erzählte: „Als ich meinem Herrn entlaufen war, verbarg ich mich in eine Höhle der Wüste. Da kam dieser Löwe winselnd zu mir herein, und zeigte mir seine Pratze, in der ein scharfer Dorn steckte. Ich zog ihm den Dorn heraus, und von der Zeit an versah mich der Löwe mit Wildpret, und wir lebten in der Höhle friedlich zusammen. Bey der letzten Jagd wurden wir von einander getrennt und beyde gefangen — und nun freut sich das gute Thier, mich wieder zu finden.“

Alles Volk war über diese Dankbarkeit eines wilden Thieres entzückt und rief laut: „Es lebe der wohlthätige Mensch und der dankbare Löwe!“ Der Sclave wurde frey gesprochen und reichlich beschenkt. Der Löwe aber begleitete ihn vom Richtplatze, wie ein zahmes Hündchen, und blieb, ohne jemanden ein Leid zu thun, immer bey ihm.

Die Dankbarkeit kann wilde Thiere zähmen;
Laß dich, mein Kind, von ihnen nicht beschämen.

51. Das Gold.

Zwey Brüder, Gustav und Ludwig, reiseten über das Meer, in einem fernen Welttheile ihr Glück zu versuchen.

Gustav erhielt auf seine Bitte ein Stück ungebautes Land, richtete es mit großem Fleiße zu einem Acker zu, und hatte bald Brod im Überflusse.

Ludwig machte sich auf den Weg in das Gebirge, um Goldkörner zu sammeln, mußte sich dort kümmerlich mit Wurzeln und Baumrinden ernähren, kam aber endlich doch mit einem Sack voll Gold zu seinem Bruder zurück.

„Sieh, Bruder, rief er, wie glücklich ich war; all dieß Gold ist mein! Gib mir aber jetzt nur gleich zu essen. Denn ich bin ganz matt und kraftlos vor Hunger.“

„Gut, sagte Gustav, ich will dir zu essen geben; du mußt mir aber alles Brod mit Gold aufwägen.“ Das verdroß den Ludwig sehr; er mußte es sich aber gefal-

len lassen, weil er zu schwach und abgezehrt war, weiter zu reisen.

Als Gustav nach wenigen Tagen alles Gold seines Bruders hatte, sprach er: „Da hast du dein Gold wieder, liebster Bruder! ich bin nicht so grausam, dir das Deinige zu nehmen; ich wollte dir nur zeigen, daß der Reichthum nicht glücklich mache, und Fleiß besser sey, als Gold.“

Genügsam sich mit Arbeit nähren,
Läßt Gold und Reichthum leicht entbehren.

52. Die Perlen.

1.

Ein Wanderer hatte sich in einer von jenen heißen Sandwüsten verirrt, darin man Wochen lang herum reisen kann, ohne eine menschliche Wohnung zu finden. Fast verschmachtet vor Hunger und Durst erreichte er endlich einen schattichten Palmbaum und eine frische Quelle. Bey der Quelle lag ein kleines Säckchen. „Gottlob! sagte der Mann, indem er das Säcklein anfühlte, das sind vielleicht Erbsen, die mich vom Hungertode erretten können.“ Er machte

das Säcklein begierig auf, und rief erschrocken: „Ach Gott, es sind nur Perlen!“

Das Stücklein Brod, das dich ernährt,
Ist mehr als Gold und Perlen werth.

2.

Der arme Mann wäre nun neben den Perlen, die mehrere tausend Thaler werth waren, verhungert. Allein er bethete inbrünstig zu Gott — und plötzlich kam ein Mohr in großer Eile auf einem Kameele daher geritten, erbarmte sich des halb verhungerten Menschen, gab ihm Brod und köstliche Früchte, und nahm ihn dann zu sich auf sein Kameel. „Sieh, sagte der Mohr, wie wunderbar Gott alles fügt. Ich hielt es für ein Unglück, daß ich die Perlen verlor; es war aber ein großes Glück. Gott ließ es zu — damit ich wieder hieher käme, und dir das Leben rette.“

Durch kleine Dinge rettet Gott
Die Menschen oft aus großer Noth.

---

53. Die Edelsteine.

Ein Goldschmid mußte für eine vornehme Frau einen prächtigen Schmuck machen, zu dem sie ihm mehrere kostbare Edelsteine gab. Robert, sein Lehrjunge, hatte an den hellen, funkelnden Steinen von allen Farben eine große Freude, und betrachtete sie sehr oft.

Mit einem Male bemerkte der Meister, daß ihm zwey der schönsten Steine fehlten. Er hatte sogleich den Lehrjungen im Verdachte und suchte in der Schlafkammer desselben nach. Da fand er die Edelsteine in einem Loche, das sich über einem alten Kasten in der Mauer befand.

Robert betheuerte zwar, er habe die Steine nicht genommen; allein der Meister züchtigte ihn sehr hart, sagte, daß er das Henken verdient hätte, und jagte ihn fort.

Am andern Tage fehlte wieder ein Stein, und der Goldschmid fand ihn im nämlichen Loche. Nun gab er fleißig Acht, wer doch die Edelsteine dahin verstecke. Da kam eine Älster, die der Lehrjunge aufgezogen und zahm gemacht hatte, auf das Arbeitsbret geflogen, nahm einen Edel-

stein in den Schnabel und trug ihn in das Mauerloch.

Der Goldschmid bedauerte es nun herzlich, daß er dem armen unschuldigen Knaben Unrecht gethan habe, nahm ihn wieder an, gab ihm seine Ehre zurück, und beschenkte ihn zur Vergütung der Schmerzen sehr reichlich.

Den Argwohn fliehe wie das Gift,
Weil er gar oft die Unschuld trifft.

54. Die Kieselsteinchen.

Florian, ein junger Fuhrknecht, hatte sich durch Branntweintrinken eine gefährliche Krankheit zugezogen. Der Arzt sprach zu ihm: „Wenn du den Branntwein nicht ganz aufgibst, so mußt du sterben; denn er ist Gift für die Jugend."

Der Kranke sagte: „Das kann ich nicht; ich bin ihn schon zu gewohnt. Dieses Fläschlein hier muß ich täglich austrinken."

Der Arzt sagte: „Je nun, so muß ich auf etwas anders denken!" Am andern Tage brachte er ein buntes Schächtelchen

voll reinlicher Kieselsteinchen, und sprach: „Wirf alle Tage Eines von diesen Steinchen in dein Branntwein-Fläschlein — laß es aber allemal darin, so wird der Branntwein dir unschädlich seyn."

Der Kranke glaubte, die Steinchen hätten die Kraft, den Branntwein unschädlich zu machen, und that täglich Eines in die Flasche. So trank er täglich, ohne es selbst zu merken, einige Tropfen weniger — und als die Flasche am Ende voll Steinchen war, hatte er sich das verderbliche Branntweintrinken abgewöhnt.

Wer, sich zu bessern, täglich etwas thut,
Der wird bald gänzlich fehlerfrey und gut.

55. Der Stein.

Ein reicher Mann warf einen armen Tagwerker, mit dem er Streit angefangen hatte, mit einem Steine. Der Arme hob den Stein auf, schob ihn ein, und dachte: „Es wird schon eine Zeit kommen, da ich den feindseligen Mann wieder werfen kann."

Der Reiche ward durch Übermuth, Müßiggang und Verschwendung zum Bettler, und ging einmal, in Lumpen gekleidet, an der Hütte des Armen vorbey.

Da langte der Taglöhner den Stein hervor, um den unglücklichen Menschen zu werfen. Allein plötzlich hielt er inne, und sagte: „Jetzt sehe ich's, daß man sich gar nie rächen soll. Denn ist unser Feind reich und mächtig, so ist es nicht klug. Ist er aber unglücklich, so wäre es grausam. Sey er aber, was er will, so ist es allemal bös und unchristlich."

Statt dich zu rächen, hab' Geduld:
So ruht auf dir des Höchsten Huld.

56. Der Sack voll Erde.

Ein reicher Mann brachte eine arme Wittwe um ihren einzigen Acker, um damit seinen Garten zu vergrößern. Als er am andern Tage auf dem Acker umher ging, kam die arme Wittwe mit einem leeren Kornsacke, und sprach zu ihm mit weinenden Augen: „Ich bitte Euch, laßt mich von meinem väterlichen Erbtheile nur so

viel Erde nehmen, als in diesen Sack hinein geht.“ Der Reiche sagte: „Diese thörichte Bitte kann ich Euch wohl gewähren!“

Die Wittwe füllte den Sack mit Erde, und sprach dann: „Nun habe ich aber noch eine Bitte! Seyd so gut, und lupft mir den Sack auf die Schulter!“

Der Reiche, der das Arbeiten nicht gewohnt war, wollte lange nicht daran. Allein die Wittwe ließ mit Bitten und Flehen nicht nach, bis er endlich einwilligte. Als er aber den Sack aufheben wollte, rief er seufzend: „Es ist unmöglich; er ist mir zu schwer!“

Jetzt sprach die Wittwe mit großem Nachdrucke: „Da Euch dieser Sack voll Erde schon zu schwer ist, wie wird erst der ganze Acker, den tausend solche Säcke nicht fassen könnten — Euch in der Ewigkeit drücken!“

Der Mann erschrak über diese Rede, und gab ihr den Acker wieder zurück. „Ich sehe es nun wohl ein: sagte er:

Unrechtes Gut ist eine Bürde,
Die ewig mich beschweren würde.“

57. Der Bauernhof.

Der alte Wilibald war sehr streitsüchtig, und führte beständig Processe. Einst sah er, daß man in dem Hause des Nachbars die Mauer ausbreche, um ein neues Fenster hinein zu setzen. Da wollte Wilibald das nicht leiden, und drohte dem Nachbar, ihn zu verklagen.

Die übrigen Nachbarn gingen zu Wilibald, und sagten: „Fang' doch in deinen alten Tagen keinen Proceß mehr an; du kannst bey dem dummen Handel unmöglich etwas gewinnen." Allein Wilibald wurde zornig, schlug mit der Faust auf den Tisch, und schrie fürchterlich: „Ich gebe euch mein Wort, ich gewinne, und bringe es so weit, daß der Nachbar nicht mehr in meinen Hof herein sieht."

Wilibald fing den Proceß an, verlor ihn, und mußte alle Kosten bezahlen. Weil er aber durch sein ewiges Processiren in Schulden gerathen war, und nicht bezahlen konnte, so verkaufte man ihm den Hof.

Michael, ein reicher Bauerssohn, kaufte den Hof. Da spotteten einige Nachbarn über Wilibald, und sagten: „Du hast den

Proceß gewonnen, und erlangt, was du wolltest. Der Nachbar sieht nun nicht mehr in deinen Hof herein, sondern in den des Michels.“

Gewinnen ist beym Processiren
Gar oft nicht besser als Verlieren.

58. Die sonderbare Mauer.

Die Leute eines einsamen Bauernhofes waren während des letzten Krieges in großen Ängsten. Besonders war eine Nacht für sie sehr fürchterlich. Der Feind nahte sich der Gegend. Der nächtliche Himmel war bald da, bald dort von Feuersbrünsten roth, wie Blut. Man hörte furchtbar schießen. Zudem war es Winter, und das Wetter sehr kalt und stürmisch. Die guten Leute waren keinen Augenblick sicher, ausgeplündert, und jetzt, zur rauhesten Jahrszeit, von Haus und Hof verjagt zu werden.

Großältern, Ältern und Kinder blieben die ganze Nacht hindurch in der Stube bey einander auf, und betheten beständig. Die Großmutter las aus einem alten Gebethbuche vor. In einem „Gebethe zur Zeit

des Krieges“ kamen die Worte vor: „Gott wolle eine feste Mauer aufführen, um die Feinde von dieser Wohnung abzuhalten.“ Der junge Bauer, der andächtig zugehört hatte, meinte jedoch, das Aufführen einer Mauer sey gar zu viel von dem lieben Gott verlangt.

Indeß ging die Nacht vorüber, ohne daß ein feindlicher Soldat in das Haus kam. Alle im Hause wunderten sich darüber. Als sie aber sich Morgens vor die Thür wagten — sieh, da war gegen jene Seite hin, wo die Feinde standen, der Schnee von dem Winde hoch wie eine Mauer aufgethürmt, so daß man gar nicht hindurch kommen konnte.

Alle lobten und priesen Gott. Die Großmutter aber sagte: „Seht, so hat Gott doch eine Mauer aufgeführt, die Feinde von unserer Wohnung abzuhalten. Ich bleibe dabey:

Wer auf den lieben Gott vertraut,
Der hat auf festen Grund gebaut.“

59. Das Brod.

Zur Zeit der Theurung ließ ein reicher Mann die ärmsten Kinder der Stadt in sein Haus kommen, und sagte zu ihnen: „Da steht ein Korb voll Brod. Ein jedes von euch nehme Eines davon — und so dürft ihr nun alle Tage kommen, bis Gott bessere Zeiten schickt.“

Die Kinder fielen über den Korb her, stritten und zankten um das Brod, weil jedes das schönste und größte haben wollte, und gingen endlich fort — ohne einmal zu danken.

Nur Franziska, ein ärmlich, aber reinlich gekleidetes Mädchen, blieb in der Ferne stehen, nahm das kleinste Laibchen, das im Korbe blieb, küßte dem Manne dankbar die Hand, und ging dann stille und sittsam heim.

Am andern Tage waren die Kinder eben so ungezogen, und die arme Franziska bekam dieses Mal ein Laibchen, das kaum halb so groß war, als die übrigen Brode. Als Franziska aber heim kam, und die kranke Mutter das Brod anschnitt — da

fielen eine Menge neuer Silberstücke heraus.

Die Mutter erschrak, und sagte: „Gib das Geld den Augenblick wieder zurück; denn es ist gewiß aus Versehen in das Brod hinein gekommen.“ Franziska trug es hin.

Allein der wohlthätige Herr sprach: „Nein, nein, es war kein Versehen. Ich habe das Geld mit Wohlbedacht in das kleinste Brod hinein backen lassen — dich, du gutes Kind, zu belohnen! Bleibe immer so friedfertig und genügsam. Wer lieber mit dem kleinern Brode vorlieb nimmt, als um das größere zankt, bringt allemal einen Segen damit nach Hause, und sollte auch kein einziges Mal Geld in das Brod hinein gebacken seyn.“

Genügsamkeit des Friedens wegen
Bringt einem Hause Gottes Segen.

60. Das Stück Fleisch.

Zwey Bauernknechte, Klaus und Görg, führten ein Paar Wagen voll Holz in das Schloß ihres Gutsherrn, und kamen in die

Schloßküche. Kaum ging der Koch zur Thür hinaus, um ihnen einen Krug Bier zu hohlen, so stahl der listige Klaus geschwind ein Stück Fleisch aus dem Kessel, schob es dem Görg in die Tasche, und sagte: „Wenn nun der Koch wieder herein kommt, und nach dem Fleische fragt, so schwöre ich darauf, daß ich es nicht eingeschoben, und du kannst darauf schwören, daß du es nicht gestohlen. So kommen wir leicht durch.“

Der Koch kam über eine Weile, guckte in den Kessel, blickte die beyden Knechte scharf an, und fragte: „Wohin ist das Fleisch gekommen?“ Beyde verantworteten sich, wie sie es verabredet hatten.

Allein der Koch sprach: „Du, Klaus, hast das Fleisch aus dem Kessel genommen; das sieht man an deinem rußigen Ärmel. Und du, Görg, hast es eingeschoben, denn das Fett tröpfelt ja unten bey deinem Rocke heraus. Schämt euch und fürchtet euch der Sünde. Denn wenn ich eure Schalkheit nicht gemerkt hätte, so wüßte sie doch Gott, der in Aller Herzen blickt, und nichts Böses ungestraft läßt.“

Sie mußten das Fleisch heraus geben, und wurden für den Diebstahl noch geziemend gestraft.

Was hälf's, die Menschen zu belügen,
Man kann doch niemals Gott betriegen.

61. Die Gewürze.

Ein Prinz wurde auf einem Spaziergange von einem Platzregen überfallen, und flüchtete sich in die nächste Bauernhütte.

Die Kinder saßen eben bey Tische, auf dem eine große Schüssel voll Habermuß stand. Alle ließen sich's recht gut schmecken, und sahen so frisch und roth aus, wie die Rosen.

„Aber wie ist es doch möglich, sagte der Prinz zur Mutter, daß man eine so rauhe Speise mit so sichtbarem Appetit verzehren, und dabey so gesund und blühend aussehen kann?“

Die Mutter antwortete: „Das kommt von dreyerley Gewürzen, die ich daran thue. Ich lasse die Kinder ihr Mittagessen erst durch Arbeit verdienen; außer der Tischzeit gebe ich ihnen nichts, damit sie

Hunger mit zu Tische bringen; auch gewöhnte ich sie zur Genügsamkeit mit dem, was sie haben, indem ich sie gar nie mit Leckerbissen und Naschereyen bekannt machte."

Die köstlichsten Gewürze, weit und breit,
Sind Arbeit, Hunger und Genügsamkeit.

62. Das seltene Gericht.

Ein Kaufmann hatte seine Freunde in der Stadt auf sein Landgut am Meere eingeladen, um sie mit seltenen Meerfischen, die man Lampreten nennt, zu bewirthen. Es wurden mehrere Speisen aufgetragen, und am Ende kam eine große verdeckte Schüssel, in der man die Lampreten vermuthete. Allein als man den Deckel abnahm, fanden sich anstatt der erwarteten Fische einige Goldstücke darin.

Der Kaufmann aber sprach: „Meine Freunde! die Fische, die ich Ihnen vorzusetzen versprach, sind dieses Jahr dreymal theurer, als ich dachte. Es kostet einer ein Goldstück. Da fiel mir denn ein, daß in dem Dorfe ein Tagwerker krank liege, und

mit seinen Kindern Hunger leiden müsse. Von dem, was dieses einzige Gericht kosten würde, könnten die armen Leute ein halbes Jahr leben. Wollen Sie, meine Herren, nun die Seefische, so werde ich sie unverzüglich kommen lassen, und sie sollen sogleich zubereitet werden. Wollen Sie aber das Gold dem armen Manne überlassen, so werde ich Sie mit schmackhaften, wiewohl minder theuren Flußfischen bewirthen.

Alle Gäste gaben ihm Beyfall; jeder legte noch ein Goldstück dazu — und dem armen Manne war auf ein Jahr aus seiner Noth geholfen.

Verschwende nicht dein Geld für Leckerbissen,
Wo and're bittern Hunger leiden müssen.

63. Das zerbrochene Hufeisen.

Ein Bauersmann ging mit seinem kleinen Sohne Thomas über Feld. „Sieh, sprach der Vater einmal unterwegs, da liegt ein Stück von einem Hufeisen auf der Straße! Heb' es auf und steck' es ein." „Ey, sagte Thomas, das ist ja nicht ein=

mal der Mühe werth, daß man sich darum bückt!“ Der Vater hob das Eisen stillschweigend auf, und schob es in die Tasche. Im nächsten Dorfe verkaufte er es dem Schmide für drey Pfennige, und kaufte für das Geld Kirschen.

Beyde gingen weiter. Die Sonne schien sehr heiß; weit und breit war kein Haus, kein Baum und keine Quelle zu sehen. Thomas verschmachtete beynahe vor Durst, und konnte dem Vater fast nicht mehr nachkommen.

Da ließ der Vater, wie von ungefähr, eine Kirsche fallen. Thomas hob sie so begierig auf, als wäre sie Gold, und fuhr damit sogleich dem Munde zu. Nach einigen Schritten ließ der Vater wieder eine Kirsche fallen. Thomas bückte sich eben so schnell darnach. So ließ der Vater den Thomas alle Kirschen aufheben.

Als nun die Kirschen zu Ende waren, und Thomas die letzte verzehrt hatte, wandte der Vater sich lachend um, und sprach: „Sieh, wenn du dich um das Hufeisen einmal hättest bücken mögen, so hättest du dich um die Kirschen nicht hundertmal bücken müssen.

Die nicht auf kleine Dinge achten,
Sich oft um klein're Mühe machten.

64. Der Hufnagel.

Ein Landmann sattelte sein Pferd, um in die Stadt zu reiten. Er bemerkte zwar, ehe er aufsaß, daß an einem Hufe ein Nagel fehle. Allein er sagte: „Auf einen Nagel kommt's nicht an!“ und ritt fort.

Nach einer Zeit verlor das Pferd das Hufeisen. „Wenn eine Schmiede in der Nähe wäre, sprach er, ließ ich das Pferd beschlagen; indeß werden es drey Eisen auch thun.“

Allein das Pferd beschädigte nun auf dem steinigen Boden den Huf, und fing an zu hinken. Zwey Räuber sprangen aus dem Walde hervor, den Reiter zu berauben. Auf dem hinkenden Pferde konnte er nicht entfliehen — und sie nahmen ihm das Pferd sammt Zaum, Sattel und Felleisen.

Als er nun zu Fuße nach Hause kam, sagte er: „Das hätte ich nicht gedacht, daß ich wegen eines Hufnagels das Pferd verlieren würde. Es ist doch wahr, was

das Sprichwort sagt, und es gilt sowohl vom Zeitlichen als vom Ewigen:

Versäumniß in den kleinsten Dingen
Kann dich in großen Schaden bringen.“

65. Der goldene Angel.

Ein Prinz bekam Lust zu angeln. Man verfertigte ihm eine zierliche Angelruthe, woran an einer seidenen Schnur ein goldener Angel hing.

Der Prinz ging an den See, warf den Angel aus — und zog sogleich ein Fischlein aus dem Wasser. Er warf den Angel wieder aus — ein großer Hecht biß an, zerriß aber die Schnur, und schwamm mit dem Angel davon.

Da sprach der Prinz: „So hab' ich denn für meinen goldenen Angel nichts, als ein elendes, kleines Fischlein! Bringt mir einen eisernen Angelhaken; denn es ist übel gethan, viel daran zu wagen, wo nur wenig zu gewinnen ist.“

Von dieser Zeit an ward es zum Sprichworte, das von allen theuren Spielen, besonders aber von der Lotterie gilt:

Der Spieler fischt mit gold'nem Angel,
Und tauscht für Gold Verdruß und Mangel.

66. Die Hirtenflöte.

Ein König hatte einen Schatzmeister, der sich vom Hirtenstabe zu diesem wichtigen Amte erschwungen hatte. Der Schatzmeister wurde aber bey dem Könige verklagt, daß er die königlichen Schätze veruntreue, und die geraubten Gelder und Kostbarkeiten in einem eigenen Gewölbe mit einer eisernen Thür aufbewahre.

Der König besuchte den Schatzmeister, besah dessen Pallast, kam an die eiserne Thür, und befahl, sie zu öffnen. Als der König nun hinein trat, war er nicht wenig erstaunt. Er sah nichts, als vier leere Wände, einen ländlichen Tisch und einen Strohsessel. Auf dem Tische lag eine Hirtenflöte, nebst einem Hirtenstabe und einer Hirtentasche. Durch das Fenster sah man auf grüne Wiesen und waldige Berge.

Der Schatzmeister aber sprach: „In meiner Jugend hüthete ich die Schafe. Du, o König, zogst mich an Deinen Hof.

Hier in diesem Gewölbe brachte ich nun täglich eine Stunde zu, erinnerte mich mit Freuden meines vorigen Standes, und wiederhohlte die Lieder, die ich ehemals bey meinen Schafen zum Lobe des Schöpfers gesungen habe. Ach, laß mich wieder zurück kehren auf meine väterlichen Fluren, wo ich glücklicher war, als an Deinem Hofe!"

Der König ward über die Verleumder sehr unwillig, umarmte den edlen Mann, und bath ihn, ferner in seinen Diensten zu bleiben.

Ein ruhig's Herz, nicht Gold und Pracht —
Ist's, was uns Menschen glücklich macht.

67. Der Quersack.

Melcher ging mit einem wohlgefüllten Quersack auf der Schulter über Feld, und Casimir gesellte sich zu ihm. Melcher redete unterwegs beständig von den Fehlern anderer Menschen; von seinen eigenen Fehlern aber schwieg er mäuschenstill.

Da sagte endlich Casimir: „Du hast, wie es scheint, alle fremden Fehler in den

vordern Theil deines Zwerchsackes gethan, um sie immer vor Augen zu haben, und sie tadeln zu können. Deine eigenen Fehler aber hast du auf deinen Rücken geworfen, damit sie dir aus den Augen kommen. Kehre einmal den Sack um; das wird dir viel nützlicher seyn."

Wer eigne Fehler bessert, ist ein weiser Mann
Ein Thor nimmt sich nur fremder Fehler an.

68. Die sieben Stäbe.

Ein Bauersmann hatte sieben Söhne, die öfter mit einander uneins waren. Ueber dem Zanken und Streiten versäumten sie die Arbeit. Ja, einige böse Menschen machten sich diese Uneinigkeit zu Nutzen, und trachteten, die Söhne nach dem Tode des Vaters um ihr väterliches Erbtheil zu bringen.

Da ließ der Vater eines Tages alle sieben Söhne zusammen kommen, legte ihnen sieben Stäbe vor, die fest zusammen gebunden waren, und sagte: „Dem, der diesen Bündel Stäbe abbricht, zahle ich hundert große Thaler baar." Einer nach

dem andern strengte lange alle seine Kräfte an, und jeder sagte am Ende: „Es ist gar nicht möglich!“

„Und doch sagte der Vater, ist nichts leichter!“ Er lös'te den Bündel auf, und zerbrach einen Stab nach dem andern mit geringer Mühe. „Ey, riefen die Söhne, so ist es freylich leicht; so könnte es ein kleiner Knabe!“

Der Vater sprach: „Wie es mit diesen Stäben ist, so ist es mit euch, meine Söhne! So lange ihr fest zusammen haltet, werdet ihr bestehen und niemand wird euch überwältigen können. Bleibt aber das Band der Eintracht, das euch verbinden sollte, aufgelös't, so wird es euch gehen, wie den Stäben, die hier zerbrochen auf dem Boden umher liegen.“

Das Haus, wo Zwietracht herrscht, zerfällt,
Nur Einigkeit erhält die Welt.

69. Der Spiegel.

Zwey Geschwister, Anton und Pauline, sahen den Spiegel ihrer Mutter am Fenster stehen, und schauten hinein. Anton war

sehr schön und lächelte sein Bild mit Wohlgefallen an. Pauline war etwas von den Kinderblattern entstellt, und weinte, als sie ihr Angesicht im Spiegel erblickte.

Die Mutter, die dazu kam, sprach: „Du, Anton, bilde dir nichts ein auf vergängliche Schönheit, und nimm dich in Acht, sie durch böse Leidenschaften nicht vor der Zeit zu zerstören. Du, Pauline, tröste dich damit, daß es etwas Besseres gibt, als Schönheit des Leibes, und ersetze den Mangel derselben durch Schönheit der Seele.“

Die Schönheit der Gestalt vergeht,
Der Seele Schönheit nur besteht.

70. Das Porträt.

Vor vielen hundert Jahren starb in einer großen Stadt ein Kaufmann, der ein ansehnliches Vermögen hinterließ. Man wußte zwar, daß er einen einzigen Sohn habe, der sich auf Reisen befand; allein niemand in der Stadt kannte den Sohn von Angesicht.

Nach einiger Zeit kamen drey Jünglinge in der Stadt an, und jeder behauptete, daß er der einzige Sohn und rechtmäßige Erbe sey. Der Richter ließ ein wohlgetroffenes Bildniß des Vaters bringen, und sprach: „Wer von euch dreyen das Zeichen, das ich hier auf die Brust des Bildes mache, mit einem Pfeile treffen kann, dessen soll die Erbschaft seyn.“

Der Erste schoß, und traf sehr nahe; der Zweyte noch näher; der Dritte aber fing an, indem er zielte, zu zittern, erblaßte, brach in Thränen aus, warf Pfeil und Bogen zur Erde, und rief: „Nein, ich kann nicht schießen; ich will lieber die ganze Erbschaft verlieren!“

Nun sprach der Richter zu ihm: „Edler Jüngling, du bist der wahre Sohn und der rechte Erbe; die andern zwey, die so gut geschossen, sind es nicht. Denn ein echter Sohn kann das Herz seines Vaters auch nicht einmal im Bilde mit einem Pfeile durchbohren.“

Ein Kind muß seine Ältern lieben,
Und sie um Alles nicht betrüben.

71. Das schönste Kleid.

Ein Kaufmann, der mit Seidenwaaren handelte, kam in ein Schloß. Fräulein Isabella erhielt von ihrer Mutter die Erlaubniß, sich Taffet zu einem Kleide auszusuchen, konnte aber in der Wahl nicht mit sich einig werden und sagte endlich: „Liebe Mutter, entscheiden Sie, welche Farbe mir am besten stehe — grün oder gelb oder blau?“ Die Mutter antwortete lächelnd: „Ich denke — weiß, die Farbe der Unschuld, und roth, die Farbe der Schamhaftigkeit.“

Unschuld und Schamhaftigkeit
Sind der Jungfrau schönstes Kleid.

72. Die goldene Dose.

Ein Oberster zeigte den Officieren, die bey ihm speis'ten, bey Tische eine neue goldene Dose. Nach einer Weile wollte er eine Prise Taback nehmen, suchte in allen Taschen, und sagte bestürzt: „Wo ist meine Dose? Sehen Sie doch einmal nach, meine Herren, ob nicht etwa einer sie in Gedanken eingeschoben habe.“

Alle standen sogleich auf, und wendeten die Taschen um, ohne daß die Dose zum Vorschein kam. Nur der Fähnrich blieb in sichtbarer Verlegenheit sitzen, und sagte: „Ich wende meine Taschen nicht um; mein Ehrenwort, daß ich die Dose nicht habe, sey genug.“ Die Officiere gingen Kopf schüttelnd aus einander, und jeder hielt ihn für den Dieb.

Am andern Morgen ließ ihn der Oberste rufen, und sprach: „die Dose hat sich wieder gefunden. Es war in meiner Tasche eine Nath aufgegangen, und da fiel sie zwischen dem Futter hinab. Nun sagen Sie mir aber, warum Sie Ihre Tasche nicht zeigen wollten? Es haben es doch alle übrigen gethan!“

Der Fähnrich sprach: „Ihnen allein, Herr Oberst, will ich es gern bekennen. Meine Ältern sind sehr arm. Ich gebe ihnen daher meinen halben Sold, und esse Mittags nichts Warmes. Als ich eingeladen wurde, hatte ich mein Mittagessen bereits in der Tasche — und da hätte ich mich ja schämen müssen, wenn beym Umwenden der Tasche ein Stück schwarzes Brod und eine Wurst heraus gefallen wäre.“

Der Oberste sagte gerührt: „Sie sind ein sehr guter Sohn! Damit Sie Ihre Ältern desto leichter unterstützen können, sollen Sie nun täglich bey mir speisen.“ Er führte ihn in den Speisesaal, und überreichte ihm vor allen Officieren, als einen Beweis seiner Hochachtung, die goldene Dose.

Wer seine Ältern liebt und ehrt,
Ist Gott und Menschen lieb und werth.

73. Die silberne Taschenuhr.

Ernest, ein armes Studentlein, blieb einst in einer Mühle über Nacht. Eine Bank in der untern Stube diente ihm zum Bette. Um Mitternacht wachte er auf, und hörte neben sich an der Wand etwas picken. Er schaute hin, und erblickte beym Mondscheine eine silberne Sackuhr.

Es kam ihn eine große Lust an, die Uhr zu nehmen, und damit durch das Fenster zu entfliehen. Das Gewissen sagte ihm wohl: „Du sollst nicht stehlen.“ Allein die Begierde nach der schönen Uhr wurde immer stärker. Da sprang er mit einem

Male auf, und stieg zum Fenster hinaus, um der Versuchung zu entrinnen.

Als er einige hundert Schritte weit gelaufen war, kam ihn eine Reue an, daß er die Uhr nicht genommen habe, und er wollte schon wieder umkehren. Allein sein Gewissen warnte ihn noch einmal, und er gab ihm Gehör, und wanderte seinen Weg weiter.

Jetzt ging der Mond unter, und es wurde sehr finster. Ernest verirrte sich in einen Sumpf, erreichte aber doch endlich eine Anhöhe. Dort legte er sich sehr ermüdet nieder und schlief fest ein. — Mit Anbruch des Tages wurde er von einem gräßlichen Geschrey geweckt, und als er die Augen aufschlug, hatte er einen großen Schrecken.

Er lag unter dem Galgen, und sah ober seinem Kopfe einen Dieb hängen, um den sich eine ganze Schar schreyender Raben versammelt hatte. Da war es ihm nicht anders, als sagte in seinem Innern eine Stimme: „Sieh, so wäre es am Ende dir gegangen, wenn du das Stehlen angefangen hättest.“ Er kniete nieder und bethete:

„O Gott, du warnest uns auf viele Weisen,
Ich will stets dir zu folgen mich befleißen.“

74. Der Geldbeutel.

1.

Norbert, ein armer Köhlerknabe, saß unter einem Baume im Walde, und jammerte, weinte und bethete. Ein vornehmer Herr, in einem grünen Kleide und mit einem Stern an der Brust, jagte eben im Walde, kam herbey, und sprach: „Kleiner, warum weinest du?“

„Ach, sagte Norbert, meine Mutter war lange krank, und da hat mich mein Vater in die Stadt geschickt, den Apotheker zu bezahlen, und ich habe das Geld sammt dem Beutelein unterwegs verloren.“

Der Herr redete heimlich mit dem Jäger, der ihn begleitete, zog dann einen kleinen Beutel von rother Seide heraus, in dem einige neue Goldstücke waren, und sprach: „Ist vielleicht dieses dein Geldbeutelein?“ O nein, sagte Norbert, das meinige war nur ganz schlecht, und es war auch kein so schönes Geld darin.“

„So wird es wohl dieses seyn?“ sagte der Jäger, und zog ein unansehnliches Beutelein aus der Tasche. „Ach ja, rief Norbert voll Freude, dieses ist es!“ Der Jäger gab es ihm, und der vornehme Herr sagte: „Weil du so fromm und ehrlich bist, so schenk' ich dir diesen Beutel mit Gold noch dazu.“

Gebeth erlös't aus Aengsten;
Und ehrlich währt am längsten.

2.

Stephan, ein anderer Knabe aus dem nächsten Dorfe, hörte von dieser Geschichte. Sobald nun der vornehme Herr wieder in dem Walde jagte, setzte Stephan sich unter eine Tanne im Walde, und schrie und heulte: „O mein Geldbeutel! O mein Geldbeutel! Ich habe meinen Geldbeutel verloren!“

Der Herr kam auf das Geschrey herbey, zeigte ihm eine volle Geldbörse, und fragte ihn: „Ist dieses der Beutel, den du verloren hast?“ „Ja!“ rief Stephan, und griff mit beyden Händen darnach.

Allein der Jäger, der neben dem Herrn stand, sprach mit trotziger Stimme: „Un-

verschämter Bube! den Fürsten unterstehest du dich anzulügen? Ich will dich mit anderer Münze dafür bezahlen." Er züchtigte ihn mit einer Gerte, die er vom nächsten Haselstrauche riß, so nachdrücklich, als es der boshafte Betrieger verdient hatte.

Untreue schlägt den eignen Mann,
Und Falschheit kommt oft übel an.

75. Der große Thaler.

Fridolin, ein frommer Bauersmann, hatte einen Knecht, der sehr jähzornig war, und dann in die rohesten Worte ausbrach. Fridolin ermahnte ihn öfter, er solle aus Liebe zu Gott den Zorn überwinden. Allein der Knecht sagte: „Das ist mir nicht möglich; Menschen und Thiere machen mir zu viel Verdruß."

Eines Morgens sagte Fridolin zu ihm: „Matthias, sieh da einen schönen neuen Thaler! Diesen will ich dir schenken, wenn du den Tag hindurch geduldig bleibest, und kein zorniges Wort von dir hören lassest." Der Knecht ging den Handel mit Freuden ein.

Die übrigen Dienstbothen aber redeten es heimlich mit einander ab, ihn um den Thaler zu bringen. Alles, was sie den ganzen Tag sagten und thaten, zielte nur darauf, ihn zornig zu machen. Allein der Knecht hielt sich so tapfer, daß ihm nicht ein einziges zorniges Wörtlein entwischte.

Am Abende gab Fridolin ihm den Thaler, und sagte: „Schäme dich, daß du einem elenden Stücke Geld zu Lieb' deinen Zorn so gut überwinden kannst, allein aus Liebe zu Gott es nicht thun magst.“ Der Knecht besserte sich, und wurde ein sehr sanftmüthiger Mensch.

Die Liebe Gottes muß dein Herz durchdringen,
So wirst du auch das Schwerste leicht vollbringen.

76. Das Kreuzchen.

Therese hatte ein kleines niedliches Kreuz zum Geschenke bekommen. Es war von schwarzem Ebenholze, und die vier Ende waren in Gold gefaßt. Sie trug es an einem blauen Bande zur Zierde an der Brust.

Einst brach das kleine Querholz des Kreuzes heraus, und Therese bath den Vater, das Kreuzchen wieder zurecht zu machen.

„Das will ich gern, sprach der Vater; ja, ich will dich überdieß noch lehren, wie du machen kannst, daß kein Leiden in der Welt für dich ein Kreuz seyn soll.“

„Da sieh einmal her: „Ohne das Querholz ist das längere Holz kein Kreuz. Erst wenn das Querholz hinzu kommt, wird ein Kreuz daraus.“

So ist es mit jedem Leiden, das wir ein Kreuz nennen. Der Wille Gottes ist gleichsam das längere Holz; unser Wille aber, der den göttlichen Willen immer durchkreuzen möchte, ist das Querholz.“

„Nimm daher bey jedem Kreuze, das dich einst treffen wird, das Querhölzlein heraus, so wird es für dich kein Kreuz mehr seyn.“

Ergebenheit in Gottes Willen
Kann jeden Schmerz des Kreuzes stillen.

77. Das Wunderkästchen.

Eine Hausfrau hatte in ihrer Haushaltung allerley Unglücksfälle, und ihr Vermögen nahm jährlich ab. Da ging sie in den Wald zu einem alten Einsiedler, erzählte ihm ihre betrübten Umstände, und sagte: „Es geht in meinem Hause einmal nicht mit rechten Dingen her. Wißt Ihr kein Mittel, dem Übel abzuhelfen?“

Der Einsiedler, ein fröhlicher Greis, hieß sie ein wenig warten, brachte über eine Weile ein kleines versiegeltes Kästchen, und sprach: „Dieses Kästlein müßt Ihr ein Jahr lang, dreymal bey Tag und dreymal bey Nacht, in Küche, Keller, Stallungen und allen Winkeln des Hauses herum tragen, so wird es besser gehen. Bringt mir aber über's Jahr das Kästlein wieder zurück.“

Die gute Hausmutter setzte in das Kästchen ein großes Vertrauen, und trug es fleißig umher. Als sie den nächsten Tag in den Keller ging, wollte der Knecht eben einen Krug Bier heimlich herauf tragen. Als sie noch spät bey Nacht in die Küche kam, hatten die Mägde sich einen Eyerkuchen ge-

macht. Als sie die Stallungen durchwanderte, standen die Kühe tief im Koth, und die Pferde hatten anstatt des Habers nur Heu und waren nicht gestriegelt. So hatte sie alle Tage einen andern Fehler abzustellen.

Nachdem das Jahr herum war, ging sie mit dem Kästchen zum Einsiedler, und sagte vergnügt: „Alles geht nun besser. Laßt mir aber das Kästchen noch ein Jahr; es enthält gar ein treffliches Mittel.“

Da lachte der Einsiedler und sprach: „Das Kästchen kann ich Euch nicht lassen; das Mittel aber, das darin verborgen ist, sollt Ihr haben.“ Er öffnete das Kästchen, und sieh, es war nichts darin, als ein weißes Stücklein Papier, auf dem geschrieben stand:

Soll alles wohl im Hause stehen,
So mußt du selber wohl nachsehen.

78. Der bethende Prinz.

Ein Prinz flüchtete sich zur Zeit des Krieges vor dem Feinde, und nahm niemand mit sich, als einen einzigen alten

Diener. Um nicht erkannt zu werden, waren beyde gar nicht kostbar, sondern nur sehr einfach gekleidet.

Eines Abends spät kamen sie nun zu einem abgelegenen Bauernhofe im Gebirge, und blieben da über Nacht. Der Prinz konnte aber nicht schlafen; es war ihm sehr bange vor dem Feinde, und überdieß ging ihm das Geld aus, mit dem er sich in der Eile nicht hinreichend versehen hatte. Er stand daher in der Nacht auf, kniete in der einsamen Kammer nieder, und bethete lange im Stillen. Da ihm aber das Herz gar so schwer war, sagte er einmal mit einem tiefen Seufzer und lauter Stimme: „O Gott! erbarme dich eines armen Prinzen!“

Diese Worte hörte der Bauer, und sprach am Morgen zu dem Bedienten: „Ich weiß, Euer Herr ist ein Prinz; sagt mir doch, warum er so traurig ist!“ Der Bediente gestand die Wahrheit, und bath, den Prinzen nicht zu verrathen.

Als nun der Prinz abreisen wollte, trat der Bauer ehrerbiethig und mit Zähren in den Augen in die Kammer, und sprach: „Lieber Prinz! Ihr nächtliches Gebeth hat

mir Ihren Kummer entdeckt. Erweisen Sie mir die Gnade, und nehmen Sie diese zwanzig Goldstücke, bis Sie wieder in bessere Umstände kommen. Auch will ich Ihnen einen Weg zeigen, auf dem Sie bald in Sicherheit seyn sollen."

Der erstaunte Prinz dankte dem edelmüthigen Bauer — noch mehr aber Gott, der, ohne Wunder zu thun, fromme Gebethe wunderbar erhören kann.

Der Prinz langte glücklich bey einem verwandten Fürsten an, und ersetzte in der Folge dem braven Bauer das Geld zehnfach.

Beth' recht von Herzen in der Noth,
So rettet dich der liebe Gott.

79. Der fromme Hirtenknabe.

An einem herrlichen Abende im May, da alles grünte und blühte, hüthete Wendelin seine Schäflein. Allein traurig stand er bey einem blühenden Dornbusche, und die hellen Zähren floßen ihm über die rothen Wangen.

Des Jägers kleiner Aloys, der aus dem Walde kam, fragte ihn mitleidig: „Warum weinest du?“ „Ach, sagte Wendelin, ich habe eben eine abscheuliche Kröte gesehen, die sich da in dem Busche verkroch.“ „Ey, rief Aloys, wie magst du doch über so etwas weinen?“

Wendelin sprach: „Als ich die Kröte sah, dachte ich, dieses Thier sieht so häßlich aus, kriecht mühsam auf dem Boden, wird von allen Menschen verfolgt, weiß nichts von seinem Schöpfer, und bringt seine meiste Lebenszeit im Schlamme und in dunkeln Löchern zu, bis es endlich verfault.“

„Und du, sagte ich zu mir selbst, hast die aufrechte menschliche Gestalt und das schöne menschliche Angesicht; du kannst frey umher wandeln, Himmel und Erde betrachten und an Gras und Blumen Freude haben; du erkennest deinen Schöpfer und hast eine unsterbliche Seele. Und doch hast du Ihm noch nicht recht von Herzen dafür gedankt. Dieser mein Undank schmerzt mich so, daß ich weinen mußte.“

Aloys wurde von diesen Worten sehr gerührt, und vergaß sie in seinem Leben

nicht mehr. Noch als Greis erzählte er sie seinen Enkeln, und fügte noch bey: „Wenn die häßlichsten Thiere auch sonst ganz unnütz wären, so haben sie doch einen großen Nutzen! Sie lehren uns die Vorzüge des Menschen besser schätzen, mit denen ihn Gott zum edelsten Geschöpfe auf Erden ausstattete.“

Wer seines Schöpfers sich nicht wollte freu'n,
Verdiente wahrhaft nicht ein Mensch zu seyn.

80. Der kleine Korbmacher.

Der junge Eduard hatte sehr reiche Ältern. Er verließ sich auf ihren Reichthum, und wollte nichts lernen. Der kleine Jakob des armen Nachbars lernte aber mit großem Fleiße das Korbmachen.

Eines Tages stand Eduard am Ufer des Meeres, und angelte zum Zeitvertreib. Jakob hatte einen großen Büschel Weidenruthen geschnitten, und wollte sie eben nach Hause tragen. Da sprangen plötzlich einige Seeräuber aus dem Gebüsche hervor, und schleppten die beyden Knaben auf ihr Schiff, um sie als Sclaven zu verkaufen.

Das Schiff wurde von dem Sturme weit fort getrieben, und an den Felsen einer fernen Insel zerschmettert. Nur die zwey Knaben retteten sich an das Land, das von grausamen Mohren bewohnt war.

Jakob dachte, seine Kunst könne ihm vielleicht Gnade vor ihnen verschaffen. Er zog sein Messer heraus, schnitt Weidenzweige ab, und fing an, ein niedliches Körblein zu flechten. Mehrere schwarze Männer, Weiber und Kinder kamen herbey, und sahen ihm neugierig zu.

Als das Körblein fertig war, schenkte er es dem Vornehmsten aus ihnen. Da hätten nun alle, Groß und Klein, gern solche Körblein gehabt. Sie schenkten dem Jakob eine Hütte, die von fruchtbaren Bäumen beschattet war, damit er dort ungestört arbeiten könne. Auch versprachen sie, ihn reichlich mit Lebensmitteln zu versehen.

Hierauf verlangten sie, Eduard solle auch einen Korb machen. Als sie aber merkten, daß er nichts gelernt habe, schlugen sie ihn; ja sie hätten ihn gar umgebracht, wenn Jakob nicht für ihn gebethen hätte. Eduard mußte jedoch auf ihren

Befehl seinen Sammetrock dem Jakob geben, Jakobs Zwilchkittel anziehen, ihm als Knecht dienen, und ihm die Weidenzweige zutragen.

Die fleißige geschickte Hand
Erwirbt sich Brod in jedem Land'.

81. Die kleinen Schiffer.

1.

Der leichtsinnige Valentin nahm seinen jüngern Bruder Philipp mit an den Fluß, stieg mit ihm in ein Schifflein, und stieß vom Lande.

Der reißende Strom warf das Schifflein an die Felsen, daß es in Stücke zerbrach. Valentin schwamm mühsam an dem steilen Felsen umher, konnte aber nirgends daran empor klimmen; den Philipp riß der Fluß weit mit sich fort.

Ein Fischer, der das Geschrey der beyden Knaben gehört hatte, lief herbey, sprang in das Wasser, schwamm mit eigner großer Lebensgefahr dem kleinen Philipp nach, erreichte ihn, brachte ihn glück-

lich an das Land, und freute sich unbeschreiblich, ihn gerettet zu haben.

Es wagt ein edler guter Mann
Für and're gern das Leben d'ran.

2.

Während der gute Fischer den Philipp aus dem Wasser heraus hohlte, war Valentin ertrunken. Die Leute, die zusammen gelaufen waren, sagten zu dem Fischer: „Da du nicht alle beyde retten konntest — warum hast du dein Leben daran gewagt, diesem zu helfen? Den andern hättest du ja ohne große Mühe und Gefahr aus dem Wasser ziehen können?“

Der Schiffer sprach: „Der leichtfertige Valentin, der ertrunken ist, hat mir oft Fische und Krebse gestohlen, und mir vieles an meinen Netzen verdorben; der gute Philipp hat mir, als ich wegen eines bösen Fußes lange nichts verdienen konnte, oft sein Abendbrod gebracht, und mir manchen Kreuzer geschenkt. Wie hätte ich nun einen so guten Knaben nicht zuerst retten sollen?“

Es bringt gar oft auf Erden schon
Das Böse Straf', das Gute Lohn.

---

82. Der Blinde.

Andreas, ein blinder Jüngling, ging einst mit Hülfe seines Stabes sehr langsam und bedächtlich aus der Kirche nach Hause. Lukas, ein muthwilliger Bauernbursch, spottete über ihn, und rief: „Wollen wir nicht mit einander eine Wette anstellen? Gilt's zehn Thaler, ich laufe schneller, als du?“

Der blinde Andreas sagte: „Ja, es gilt — wenn ich einen Weg wählen darf, den ich kenne, und eine Zeit, die mir gelegen ist.“ Lukas schlug sogleich mit Lachen ein, und nahm alle Umstehenden zu Zeugen. Der Blinde sagte: „Nun gut! So wollen wir heute Nacht um zwölf Uhr zur Wette in die Stadt laufen.“

Mit dem zwölften Glockenschlage gingen sie ab. Die Nacht war sehr finster und stürmisch, und der Weg führte durch einen dunkeln Wald. Andreas, dem Tag oder Nacht einerley war, erreichte noch vor Anbruch der Morgenröthe die Stadt. Der spöttische Lukas aber verirrte sich im Walde, stieß bald den Kopf an einen Baumast, fiel bald über eine Wurzel, verwickelte sich

bald in den Dornen, und kam erst in der Stadt an, als die Sonne bereits hoch am Himmel stand.

Er mußte die zehn Thaler bezahlen, und jedermann sagte: „Es ist ihm recht geschehen, und er hätte noch eine größere Strafe verdient.“

Treib' mit Unglücklichen nie Spott,
Sonst straft dich der gerechte Gott!

83. Die zwey Wanderer.

Zwey Reisende, Albrecht und Burkhard, gingen friedlich mit einander ihren Weg. Da sah Albrecht einen Beutel voll Geld auf dem Wege liegen. Er sprang sogleich darauf zu, und hob ihn eilends auf. „Bruder, sagte Burkhard, wir wollen das Geld redlich mit einander theilen!“ Allein Albrecht sagte: „Nein, das thue ich nicht. Ich habe den Beutel gefunden, und deßwegen ist er auch mein.“ Er schob ihn lachend in seine Tasche, und Burkhard ging traurig mit ihm weiter.

Jetzt kam ein Räuber mit bloßem Schwerte auf sie zu. Albrecht wurde tod-

tenblaß, und sagte: „Bruder! Wir wollen einander treulich beystehen. Ein Mann wird nicht so leicht zwey überwinden. Eile und ziehe, wie ich, das Schwert!“ Allein Burkhard sagte: „Das thue ich nicht! Mir kann der Räuber nichts nehmen. Du hast das Geld für dich allein behalten, so magst du dich auch allein darum wehren.“

Albrecht wurde von dem Räuber überwältigt, und trug statt des Geldes mehrere Wunden davon.

Du mußt dein Glück mit dem Gefährten theilen,
Soll er im Unglück dir zu Hülfe eilen.

84. Der Köhler und der Bleicher.

Ein Kohlenbrenner sagte zu einem Bleicher, der eine Wohnung miethen wollte: „Bruder! zieh zu mir in mein Haus; es ist groß genug, deine und meine Waaren darin unterzubringen.“

Allein der Bleicher sprach: „Das geht nicht, Bruder! Denn die Leinwand, die

ich mit vieler Mühe weiß mache, würde ja von deinen Kohlen schwarz werden."

Da lachte der ehrliche Köhler, und sagte: „Du hast Recht! Weiß und Schwarz schicken sich nicht zusammen. Ja, wie es der weißen, reinen Leinwaud unter den Kohlen gehen würde, so geht es auch reinen Seelen unter Menschen von schwarzer Seele und schmutzigen Sitten."

Bewahrest du die Unschuld gern,
So bleib' von bösen Menschen fern.

85. Der Müller und sein Esel.

Ein Müller und sein Sohn trieben einen Esel in die Stadt, um ihn auf dem Markte zu verkaufen.

Ein Reiter, der ihnen begegnete, sagte: „Ihr seyd nicht gescheidt, daß ihr den Esel leer laufen laßt, und daß keiner von euch beyden aufsitzt." Der Sohn saß sogleich auf.

Allein nun rief ein Fuhrmann, an dem sie vorbey kamen: „Du ungezogener Junge, schämest du dich nicht, daß du reitest, und deinen alten Vater zu Fuß gehen läs-

fest.“ Der Sohn stieg eilends ab, und ließ den Vater aufsitzen.

Bald darauf sagte aber eine Bäuerinn, die einen Korb voll Obst auf dem Kopfe trug: „Das ist ein unbarmherziger Vater, der sich's auf dem Esel bequem macht, und seinen armen Sohn im Kothe nachwatten läßt.“ Nun setzte sich der Sohn zu dem Vater auf den Esel.

„Ach, das arme Vieh, schrie nun ein Schäfer, der am Wege die Schafe hüthete. Es muß zu Grunde gehen, ihr seyd wahre Thierquäler.“

Jetzt stiegen beyde wieder ab, und der Sohn sagte voll Verdruß zu dem Vater: „Was sollen wir doch mit dem Esel anfangen, um es den Leuten recht zu machen? Sollen wir ihn an einer Stange zu Markte tragen, oder dort im Flusse ersäufen?“

Allein der Vater sprach: „Nun sehe ich es klar ein, daß man es niemals allen Leuten recht machen kann, und daß der Rath sehr klug sey:

Such' deine Sache wohl und gut zu machen;
Und laß die Tadler schimpfen oder lachen.“

86. Der Jäger und sein Hund.

Ein Jäger hetzte einst seinen Hund auf einen Hasen. „Faß, faß!“ rief der Jäger, und der Hund sprang aus allen Kräften, jagte den Hasen weit im Felde umher, erreichte ihn endlich, und hielt ihn mit den Zähnen fest. Der Jäger ergriff hierauf den Hasen bey den Ohren, und sagte zum Hund: „Laß, laß!“ und der Hund ließ ihn sogleich los, und der Jäger steckte den Hasen in seinen Ranzen.

Mehrere Leute aus dem Dorfe hatten zugesehen, und ein alter Bauersmann unter ihnen sagte: „Diesem Jagdhunde gleicht der Geitzige. Der Geitz ruft dem Geitzigen zu: „Faß, faß!“ und der verblendete Mensch gehorcht, und jagt aus allen Kräften den zeitlichen Gütern nach. Am Ende kommt aber der Tod und sagt: „Laß, laß!“ und der arme Mensch muß den mit vieler Mühe erjagten Reichthum ungenossen zurück lassen.“

Laßt uns nach bessern Gütern streben,
Die uns noch freu'n in jenem Leben.

87. Das stozle Fräulein.

Fräulein Gertrud wohnte in einem prächtigen Schlosse, und bildete sich auf ihren vornehmen Stand nicht wenig ein.

Eines Tages kam Maria, eine arme Maurerstochter, zu ihr, und sprach: „Mein Vater, der todkrank ist, läßt Sie bitten, zu ihm zu kommen; er hat Ihnen etwas Wichtiges zu sagen.“

Das Fräulein antwortete spöttisch: „Das mag wohl etwas Wichtiges seyn, was ein so armer Mann mit mir zu reden hat! Geh, ich habe in deiner elenden Hütte nichts zu thun.“

Über eine Weile kam Maria wieder, und rief fast außer Athem: „O liebes Fräulein kommen Sie doch geschwind! Ihre selige Mutter hat während des Krieges eine Menge Gold und Silber einmauern lassen, und meinem Vater befohlen, den Ort keinem Menschen zu sagen, als Ihnen, wenn Sie einmal zwanzig Jahre alt wären. Jetzt ist er aber dem Tode nahe, und kann nicht mehr so lange warten.“

Fräulein Gertrud eilte nun, so sehr sie konnte; als sie aber in die Stube trat, war der gute Mann bereits verschieden.

Sie kam vor Schrecken und Ärger fast von Sinnen, ließ bald da, bald dort im Schlosse die Mauern aufbrechen — fand aber nicht das Geringste von einem Schatz.

Sie bereute es ihr ganzes Leben hindurch, daß sie durch ihren Stolz einen so redlichen Mann noch in seinen letzten Augenblicken betrübt, und sich selbst um einen großen Reichthum gebracht hatte.

Vor Hochmuth nimm dich wohl in Acht,
Der Keinem — Rosen noch gebracht.

88. Die Bettlerinn.

Zur Zeit der Theurung ging eine unbekannte Bettlerinn, die sehr ärmlich, jedoch sehr reinlich gekleidet war, in dem Dorfe herum, und flehte um Almosen.

Bey einigen Häusern wurde sie mit rauhen Worten abgewiesen; bey andern bekam sie eine sehr geringe Gabe; nur ein armer Bauer rief sie, da es sehr kalt war, herein in die warme Stube, und die Bäuerinn,

die eben Kuchen gebacken hatte, gab ihr ein schönes, großes Stück davon.

Am folgenden Tage wurden alle die Leute, bey denen die Unbekannte gebettelt hatte, in das Schloß zum Abendessen eingeladen. Als sie in den Speisesaal traten, erblickten sie ein kleines Tischchen voll köstlicher Speisen, und eine große Tafel mit vielen Tellern, auf denen hie und da ein Stückchen verschimmeltes Brod, ein paar Erdäpfel, oder eine Handvoll Kleye — meistens aber gar nichts zu sehen war.

Die Frau des Schlosses aber sprach: „Ich war jene verkleidete Bettlerinn, und wollte bey dieser Zeit, wo es den Armen so hart geht, eure Wohlthätigkeit auf die Probe stellen. Diese zwey armen Leute hier bewirtheten mich, so gut sie konnten; sie speisen deßhalb jetzt mit mir, und ich werde ihnen ein Jahrgeld auswerfen. Ihr andern aber nehmt mit den Gaben vorlieb, die ihr mir gereicht habt, und hier auf den Tellern erblickt. Dabey bedenkt – daß man euch einmal in jener Welt auch so auftischen werde“

Wie man die Aussaat hier bestellt,
So ärntet man in jener Welt.

89. Der Schweindieb.

Eines Abends spät kamen zwey Bärentreiber mit einem Tanzbären in ein Dorf, und blieben in dem Wirthshause über Nacht. Der Wirth hatte eben sein großes Mastschwein verkauft, und sperrte den Bären in den leeren Schweinstall.

Um Mitternacht kam ein Dieb, und wollte das Schwein stehlen. Er wußte von allem, was vorgegangen war, nichts, machte leise die Stallthür auf, ging hinein, und ergriff im Finstern anstatt des Schweines – den Bären. Der Bär fuhr fürchterlich brummend auf, packte mit seinen gewaltigen Pratzen den Dieb, und ließ ihn nicht mehr los.

Der unglückliche Mensch schrie vor Schrecken und Schmerzen ganz entsetzlich. Alle Leute in dem Wirthshause erwachten, und kamen herbey. Mit vieler Mühe rissen die Bärentreiber den Dieb — blutend und übel zugerichtet — dem grimmigen Thiere aus den Klauen, und überlieferten ihn dem Gerichte.

Die böse That trägt bösen Lohn
Oft schon in dieser Welt davon.

90. Die drey Räuber.

Drey Räuber mordeten und plünderten einen Kaufmann, der mit einer Menge Geld und Kostbarkeiten durch einen Wald reis'te. Sie brachten die geraubten Schätze in ihre Höhle, und schickten den jüngsten aus ihnen in die Stadt, Lebensmittel einzukaufen.

Als er fort war, sprachen die zwey zu einander: „Was sollen wir diese großen Reichthümer mit diesem Burschen theilen? Wenn er zurück kommt, wollen wir ihn erstechen, so fällt sein Antheil uns zu."

Der junge Räuber aber dachte unterwegs: „Wie glücklich wäre ich, wenn alle diese Schätze mein wären! ich will meine zwey Gefährten vergiften, so bleibt der Reichthum mir allein." Er kaufte in der Stadt Lebensmittel ein, that Gift in den Wein, und kehrte damit zurück.

Als er in die Höhle trat, sprangen die andern auf ihn zu, und stießen ihm ihre Dolche in das Herz, daß er todt zu Boden fiel. Hierauf setzten sie sich hin, aßen, tranken den vergifteten Wein, und starben unter den schrecklichsten Schmerzen. Rings von

aufgehäuften Schätzen umgeben, fand man sie todt.

Gott läßt die Bösen hier auf Erden
Oft ihre eignen Henker werden.

91. Der Menschenfresser.

Zwey Knaben aus der Stadt verirrten sich in einem fürchterlichen Walde, und blieben dort in einem unansehnlichen, einsamen Wirthshause über Nacht.

Um Mitternacht hörten sie in der nächsten Kammer reden. Beyde hielten sogleich die Ohren an die hölzerne Wand, und horchten. Da vernahmen sie deutlich die Worte: „Weib, schüre morgen frühe den Kessel; ich will unsere zwey Bürschlein aus der Stadt metzgen.“

Die armen Knaben empfanden einen Todesschrecken. „O Himmel, dieser Wirth ist ein Menschenfresser!“ sagten sie leise zu einander, und sprangen beyde zum Kammerfenster hinaus, um zu entlaufen. Allein von dem Sprunge thaten ihnen die Füße so wehe, daß sie fast nicht mehr ge-

hen konnten, und überdieß war das große Hofthor fest verschlossen.

Da krochen sie zu den Schweinen in den Stall, und brachten die Nacht in Todesängsten zu. Am Morgen kam der Wirth, machte die Stallthür auf, wetzte sein Messer, und rief: „Nun, ihr Bürschlein, heraus; eure letzte Stunde ist gekommen!“

Beyde Knaben erhoben ein Jammergeschrey, und flehten auf den Knien, sie doch nicht zu schlachten. Der Wirth wunderte sich, sie im Schweinstalle zu finden, und fragte, warum sie ihn für einen Menschenfresser hielten.

Die Knaben sprachen weinend: „Ihr habt ja heute Nacht selbst gesagt, daß Ihr uns diesen Morgen metzgen wollet.“ Allein der Wirth rief: „O ihr thörichten Kinder! Euch habe ich ja nicht gemeint. Ich nannte nur meine zwey Schweinlein, weil ich sie in der Stadt gekauft habe, im Scherze meine zwey Bürschlein aus der Stadt. So geht's aber, wenn man horcht. Merkt euch daher das Sprüchlein:

Schäm' dich des Horchens an der Wand,
Es bringet nur Verdruß und Schand'.“

92. Der Arzneykrämer.

Ein gut gekleideter Reisender kam an einem Sonntage auf den Abend in eine Dorfschenke, und ließ sich ein Paar gebratene Hühner und eine Flasche vom besten Weine geben. Sobald er aber den ersten Bissen in den Mund steckte, fing er an, erbärmlich zu winseln, hielt ein weißes Tuch an den Backen, und sagte, daß er schon seit vierzehn Tagen mit entsetzlichen Zahnschmerzen geplagt sey. Alle Bauern in der Stube hatten ein großes Mitleid mit ihm.

Über eine Weile kam ein Arzneykrämer herein, setzte sich in eine Ecke, und verlangte ein Glas Branntwein. Als er hörte, was dem fremden Herrn fehle, sagte er: „Da kann ich auf der Stelle helfen!“ Er langte aus seinem Kästchen ein kleines, nett zusammen gelegtes Goldpapier hervor, machte es auf, und sprach: „Mein Herr! Benetzen Sie einmal Ihre Fingerspitze, dupfen Sie damit in dieses weiße Pulver, und berühren Sie damit den Zahn.“ Der Fremde machte es so,

und rief sogleich laut aus: „Wie ist mir? Aller Schmerz ist wie weggeblasen!“ Er gab dem Arzneykrämer einen großen Thaler, und nöhtigte ihn, mit ihm zu essen und zu trinken.

Alle Gäste und alle Leute im Dorfe wollten nun von dem Pulver haben, und der Krämer verkaufte wohl hundert Päckchen, das Stück zu zwölf Kreuzer. Wenn nun jemand im Dorfe Zahnweh kriegte, kam man sogleich mit dem Wunderpulver, und zur Verwunderung aller — half es keinem Einzigen.

Der Betrug kam endlich an den Tag. Die zwey Reisenden hatten den Handel mit einander verabredet. Das weiße Pulver war nichts, als ein wenig geschabte Kreide. Beyde Betrieger aber wurden wegen dieser und ähnlicher Betriegereyen in das Zuchthaus gesperrt.

Kaufst du von Fremden Arzeney'n,
So wirst du oft betrogen seyn.

93. Der Schatzgräber.

Es kam einmal in der Abenddämmerung ein fremder, seltsam gekleideter Mann, mit einem dicken Buche unter dem Arme und einem weißen Stäbchen in der Hand, zu dem Bauer Lienhard, und sprach zu ihm:

„Ich muß Euch ein Geheimniß anvertrauen! In einem Eurer Äcker liegt ein großer Schatz von Gold und Silber vergraben. Wenn Ihr mir den zehnten Theil davon geben wollet, so will ich den Schatz erheben. Ihr könnet so mit einem Mal steinreich werden.“

Der Bauer willigte mit Freuden ein. Nachts um zwölf Uhr gingen beyde mit Schaufeln und einem Schiebkarren auf den Acker, gruben, ohne ein Wort zu reden, ein großes Loch in den Boden, fanden eine schwere Kiste, und brachten sie auf dem Karren glücklich in das Haus des Bauers. Der Schatzgräber besah nun die Kiste auf allen Seiten, berührte sie bald da bald dort mit seinem Stäbchen, las dabey aus seinem Buche allerley unverständliche Worte, und schüttelte den Kopf.

Endlich sagte er: „Wenn uns der Schatz nicht zu Kohlen werden soll, so müssen da, bevor wir die Kiste öffnen, ganz besondere, geheime Mittel angewendet werden. Es hat sie aber niemand, als ein alter Apotheker zehn Stunden von hier, und unter zwanzig Ducaten gibt er sie nicht her.“

Der Bauer, der vor einem paar Tagen gerade so viele Ducaten für ein Pferd eingenommen hatte, zählte sie in der Freude seines Herzens dem Manne sogleich hin. Der Schatzgräber machte sich noch in der Nacht auf den Weg — und kam nicht mehr zurück.

Der Bauer schlug nach langem Warten die Kiste auf, und fand darin weder Gold, noch Silber, noch Kohlen, sondern lauter Kieselsteine aus dem Bache, der an seinem Acker vorbey floß. Dabey lag ein Zettel, auf dem die Worte standen:

Sieh, wie man durch Schatzgräberey,
In Bälde reich — an Steinen sey.

94. Das Gespenst.

Martin schlich sich um Mitternacht in den Schloßgarten, füllte zwey Säcke mit Obst, und wollte nun erst den einen Sack nach Hause tragen.

Wie er mit dem Sacke so längs der Gartenmauer hinging, schlug es auf dem Kirchthurme eben zwölf Uhr — die Luft rauschte gar schauerlich in dem Laube der Bäume — und Martin erblickte plötzlich neben sich einen schwarzen Mann, der dienstfertig den andern Sack zu tragen schien.

Martin that einen Schrey, ließ den Sack fallen, und sprang, was er konnte. Der schwarze Mann ließ den Sack auch fallen, sprang eben so schnell neben Martin her — bis an das Ende der Gartenmauer, wo der Mann verschwand.

Martin erzählte am nächsten Morgen überall von dem gräßlichen Gespenste; nur daß er gestohlen habe, verschwieg er. Allein der Amtmann ließ den Martin noch am nämlichen Tage kommen, und sagte zu ihm:

„Du hast heute Nacht in dem Schloßgarten Obst gestohlen. Die Säcke, auf denen deines Vaters Namen steht, haben dich verrathen. Ich werde dich deßhalb in den Thurm sperren lassen. Das schwarze Gespenst aber war weiter nichts, als dein Schatten, den du — da um zwölf Uhr der Mond aufging — an der neugeweißten Gartenmauer erblicktest“

So geht's jedem, der Unrecht thut. Jedes rauschende Blatt erschreckt ihn, und er läuft vor seinem eigenen Schatten.

Bewahr' ein ruhiges Gewissen,
So wirst du niemals zittern müssen.

95. Der Pilger.

In einem schönen Schlosse, von dem schon längst kein Stein auf dem andern geblieben ist, lebte einst ein sehr reicher Ritter. Er verwendete sehr viel Geld darauf, sein Schloß recht prächtig auszuzieren; den Armen that er aber wenig Gutes.

Da kam nun einmal ein armer Pilger in das Schloß, und bath um Nachtherberge. Der Ritter wies ihn trotzig ab, und sprach: „Dieses Schloß ist kein Gasthaus.“ Der Pilger sagte: „Erlaubt mir nur drey Fragen, so will ich weiter gehen.“ Der Ritter sprach: „Auf diese Bedingung hin mögt Ihr immer fragen. Ich will Euch gern antworten.“

Der Pilger fragte ihn nun: „Wer wohnte doch wohl vor Euch in diesem Schlosse?“ „Mein Vater!“ sprach der Ritter. Der Pilger fragte weiter: „Wer wohnte vor Euerm Vater da?“ „Mein Großvater!“ antwortete der Ritter. „Und wer wird wohl nach Euch darin wohnen?“ fragte der Pilger weiter. Der Ritter sagte: „So Gott will, mein Sohn.“

„Nun, sprach der Pilger, wenn jeder nur eine Zeit in diesem Schlosse wohnet, und immer einer dem andern Platz machet — was seyd ihr denn anders hier, als Gäste? Dieses Schloß ist also wirklich ein Gasthaus. Verwendet daher nicht so viel, dieses Haus so prächtig auszuschmücken, das Euch nur kurze Zeit beherbergt. Thut lieber den Armen Gutes, so bauet Ihr Euch eine bleibende Wohnung im Himmel."

Der Ritter nahm diese Worte zu Herzen, behielt den Pilger über Nacht, und wurde von dieser Zeit an wohlthätiger gegen die Armen.

Die Herrlichkeit der Welt vergeht,
Nur, was wir Gutes thun, besteht.

96. Der Einsiedler.

Ein Prinz, der sich auf seine Schönheit, seinen Reichthum und hohen Rang nicht wenig einbildete, jagte einmal in einer einsamen Gegend des Gebirges. Da erblickte er einen alten Einsiedler, der vor seiner Zelle saß, und sehr ernsthaft einen Todtenschädel betrachtete.

Der Prinz ging zu ihm hin, und fragte mit einem spöttischen Lächeln: „Warum betrachtest du diesen Schädel so aufmerksam? Was willst du daran sehen?“ Der Einsiedler sah den Prinzen sehr ernsthaft an, und antwortete: „Ich möchte gern wissen, ob dieß der Schädel eines Fürsten oder eines Bettlers sey. Ich vermag es aber nicht heraus zu bringen.“

Wie eitel Schönheit, Gold und Ehren,
Kann dich ein Todtenschädel lehren.

97. Das verstorbene Fräulein.

Ein adeliches Fräulein starb in der schönsten Blüthe ihrer Jahre. Man legte die Leiche, weiß gekleidet, in den Sarg; ihre Haare waren mit einer Schnur guter Perlen geschmückt, und an ihrer rechten Hand hatte sie einen goldenen Ring mit Edelsteinen. Diese Kostbarkeiten gaben ihr die betrübten Ältern mit in das Grab.

In der nächsten Nacht schlich der Todtengräber mit einer kleinen Laterne auf den Kirchhof, schaufelte das Grab wieder auf, und wollte die Leiche ihres Schmuckes berauben. Allein die Todte setzte sich auf, sah ihn starr an, und sagte mit hohler Stimme: „Was willst du?“ Der Todtengräber nahm vor Schrecken eilends die Flucht.

Das Fräulein, das nicht wahrhaft todt, sondern nur scheintodt gewesen, stieg aus dem Grabe, nahm das Laternlein, das der Todtengräber hatte stehen gelassen, und ging nach Hause. Als sie in das Zimmer trat, hatten die Ältern zuerst

einen unbeschreiblichen Schrecken — zuletzt aber eine eben so große Freude.

O laßt uns doch die größte Sorge haben,
Die Menschen nicht lebendig zu begraben.

98. Die Erbschaft.

Ein reicher Kaufmann überließ sein ganzes Vermögen seinen Kindern, und die Kinder versprachen ihm dagegen, ihn seinem Stande gemäß zu unterhalten.

Anfangs ging es gut; aber nach und nach wurden die Kinder sehr hart gegen ihn. Sie zählten ihm gleichsam jeden Bissen in den Mund, und versorgten ihn nicht einmal mit anständiger Kleidung.

Der bedauernswerthe Vater sagte gar oft: „Ich habe gefehlt, daß ich all' mein Geld und Gut meinen Kindern übergab. Besser wäre es, sie müßten mich bitten, als daß ich jetzt sie bitten muß."

Auf einmal wurden dem Vater von einem alten Handelsfreunde unerwartet

20000 Thaler zurück bezahlt, die er längst für verloren geschätzt.

Er ließ eine starke eiserne Kiste mit vielen Schlössern machen, und verwahrte sein Geld darin.

Die Kinder thaten jetzt dem Vater wieder schön, und verpflegten ihn auf das sorgfältigste, um so dieses Geld auch heraus zu schmeicheln. Allein der Vater gab ihnen keinen Kreuzer mehr, und sie trösteten sich mit der Erbschaft.

Nach seinem Tode öffneten sie begierig die Kiste, um das Geld zu theilen. Allein der Vater hatte ingeheim das Geld dem Waisenhause geschenkt, und anstatt desselben Ziegelsteine in die Kiste gethan. Bey den Steinen lag ein Zettel, auf dem geschrieben stand:

Den Kindern, die undankbar an den Ältern handeln,
Soll all' ihr Geld in Steine sich verwandeln.

99. Das Lächeln im Tode.

Ein frommer Greis war dem Tode nahe, und seine Kinder und Enkel standen um sein Sterbebett. Er schien jetzt zu schlafen, und lächelte dreymal mit geschlossenen Augen. Als er die Augen wieder öffnete, fragte einer seiner Söhne, warum er denn dreymal gelächelt habe.

Der fromme Greis sagte: „Das erste Mal gingen alle Freuden meines Lebens vor mir vorüber — und ich mußte lächeln, daß die Menschen dergleichen Seifenblasen für etwas Wichtiges ansehen können.“

„Das zweyte Mal erinnerte ich mich an alle Leiden meines Lebens — und freute mich, daß sie nun für mich ihre Dornen verloren haben, und daß die Zeit da ist, wo sie mir Rosen bringen werden.“

„Das dritte Mal gedachte ich des Todes, und mußte lächeln, daß die Menschen diesen Engel Gottes, der sie von allen Leiden befreyen und sie in die Woh-

nungen ewiger Freuden einführen will, sogar fürchten und scheuen können.“

Wer sich befleißt, hier fromm zu leben,
Dem wird Gott dort den Himmel geben!

100. Die Freunde nach dem Tode.

Ein Vater erzählte einmal seinen Kindern: „Der königliche Statthalter auf einer Insel wurde einmal von seinem Herrn, dem Könige, abgerufen, über seine Verwaltung Rechenschaft abzulegen.“

„Diejenigen von seinen Freunden, in die er sein größtes Vertrauen gesetzt hatte, ließen ihn fortziehen, und regten sich nicht von der Stelle. Andere, auf die er sich auch nicht wenig verlassen hatte, gingen nur mit ihm bis an das Schiff. Einige aber, denen er es kaum zugetrauet hätte, begleiteten ihn auf der ganzen weiten Reise bis zum Throne des Königs, sprachen für

ihn, und brachten ihm die Huld und Gnade des Königs zuwegen."

„So, fuhr der Vater fort, hat auch der Mensch dreyerley Freunde auf Erden, die er aber meistens erst alsdann recht kennen lernt, wenn er von dieser Stelle abgerufen wird, um über sein Thun und Lassen Gott Rechenschaft zu geben."

„Die ersten dieser Freunde, Geld und Gut, bleiben ganz zurück. Die andern, Verwandte und Bekannte, gehen mit ihm nur bis an das Grab. Die dritten, seine guten Werke, begleiten ihn aber auf seiner weiten Reise in die Ewigkeit, sind seine Fürsprecher vor Gottes Thron, und erwerben ihm Gnade und Erbarmung."

„Wie thöricht handelt also ein Mensch, der sich gerade um solche treue Freunde am allerwenigsten bekümmert!"

Thu' Gutes in der kurzen Lebenszeit,
Nur dieses folgt dir in die Ewigkeit.

92/4/4

Schmid

1 Titel
Cel

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MIDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Schmid, Christoph <<von>>,

Lehrreiche kleine Erzählungen für Kinder ein Lesebüchlein für Volksschulen

Bd.: 1 : Mit e. lithogr. Titel-Bilde

München 1838

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- Schmid 100
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11279392-9